1554.

21

Coburger Landes-Bücherei

Geister,

Zauber, Hexen- und Koboldsgeschichten.

Zweytes Bändchen.

COBURG

Eisenach 1794.

Bey Johann Georg Ernst Wittekindt.

Landesbibliothek
Coburg

Ritter
Heinrich von Tiefurt.

Eine
Geistergeschichte.

Zu den Zeiten, wo jeder mit dem Schwerdt in der Faust sich noch selbst Recht sprach, und unser liebes Vaterland eben so mächtig unter der Tyranney des Aberglaubens und der Barbarey seufzte, als jezt Gallien unter der zu Boden drückenden Last der dickvergoldeten Freyheitsketten, zu jenen Zeiten des sogenannten Faust und Kolben-Rechts, haußte im Lande der Thüringer ein Ritter, der an Biedersinn und Tapferkeit kaum seines Gleichen hatte.

Sein Name war Siegfried von Drastedt *) und sein ganzer Reichthum bestand in einer unansehnlichen Burg, einem guten

*) Der Ort, von dem sich dieser Siegfried herschreibt, heißt jezt Troistedt und liegt westwärts 2 Stunden von Weimar.

Rufe und einer sehr schönen und tugendsamen Tochter.

Die schöne Margaretha war ihres Vaters einziger Trost und Freude. Kein Bissen mundete ihm, wenn ihn Margaretha nicht zugerichtet hatte, und nie labte zu Haus ein Trunk selbst gekelterten Weins seine Zunge, wenn sie ihm den Tummler nicht credenzte. Er pflegte und hegte sie wie seinen Augapfel und ließ es nicht an Ermahnungen und guten Lehren fehlen ihr junges Herz vor dem Gifte der Schmeicheley und Verführung sicher zu stellen. Margaretha bestrebte sich auch aufs äusserste, diese guten Lehren in Ausübung zu bringen. Sie verstopfte ihr Ohr sorgfältig vor den glatten Worten, wodurch mancher Minneritter, der bey ihrem gastfreyen Vater einsprach, ihr Herz zu bethören dachte, und that mit einem Worte alles, was einer geschämigen, sittsamen und folgsamen Dirne jener Zeit oblag und zur Zierde gereichte.

Ihr Vater gewann sie ob diesem kindlichen Gehorsam und klugen Benehmen immer lieber und dachte nur mit Wehmuth und Schmer-

zen an die Zeit, wo er von ihr getrennt werden sollte, wo sie irgend ein tapferer und verdienstvoller Ritter als sein Weib heimführen würde. Margaretha hatte bereits zwanzigmal die Rosen blühen und den Schnee der Felsenspitzen beym milden Frühlingssonnenstrahl schmelzen sehen. Ihre Reize standen in der schönsten Blüthe und Jünglinge ohne Zahl, blond und schwarzgelockt, bieder und arglistig, strömten von Nah und Fern herbey, um die Huld der schönen Margaretha zu buhlen und durch ihre Minne beglückt zu werden.

Ritter Siegfrieden ward bänger und ängster ums Herz. Er bemerkte zwar mit Vergnügen, daß seine Tochter bisher gegen all das Scherwenzen und Spensiren der jungen Minneritter kalt und unempfindlich geblieben war; allein er befürchtete nicht ohne Grund, daß am Ende doch wohl noch einer kommen möchte, der vielleicht durch ein Ohngefähr den Weg zu ihrem Herzen besser und leichter finden werde, als alle seine Vorgänger, und es zeigte sich bald, daß seine Furcht nicht ungegründet gewesen war.

Es war einst schon spät am Abend, und das Kaminfeuer begann schon nach und nach zu verlöschen, als noch Heinrich von Tiefurt, der jüngere Sohn von Ritter Siegfrieds verstorbenem Freund und Waffenbruder, auf Siegfrieds Burg einsprach und nach Rittersitte freundlichst um ein Nachtlager bat. Er kam eben aus Italien zurück, wohin er dem Kaiser seinem Herrn, auf seinem Römerzuge gefolgt war, und wo er sich viel Lob und Ruhm erworben hatte, und wollte doch sehen, ob Margaretha, (die er als Kind gar wohl gekannt aber nunmehr seit zehn Jahren nicht gesehen hatte) wirklich so schön sey, als sie die Sage machte.

Ritter Siegfried freu'te sich herzlich den Sohn seines Busenfreundes wieder zu sehen, den er vordem so manchesmal auf seinem Arm getragen und auf seinem Knie hatte reiten lassen. Er ließ des Ritters Pferd in den Stall ziehen, wieß ihm selbst das beste Zimmer seiner Burg zur Wohnung an, und befahl seiner Tochter stracklichst ihm noch ein Abendbrod zuzurichten, so gut sie es in der Eil vermöchte.

Der

Der Ritter sträubte sich mächtig dagegen, daß das holde Fräulein noch so spät um seinetwillen Mühwaltung haben sollte; allein die dienstfertige Margaretha ließ sich nicht irre machen. Sie eilte, ohne daß er es verhindern konnte, aus dem Zimmer, bereitete in der Geschwindigkeit ein kleines frugales Mahl und that überhaupt so geschäfftig, als wenn sie den Kaiser und sein ganzes Hoflager zu bewirthen hätte. Sie machte selbst den Truchseß und Mundschenk des Ritters, und war dabey so hold und freundlich gegen ihn, daß er darüber Essen und Trinken vergaß und der alte Siegfried einmal über das andere bedenklich den Kopf schüttelte.

Die Mitternacht kam unter traulichem Gesprächsel endlich heran, und Ritter Siegfrieden dünkte es nun Zeit zum Bettgehen. Er reichte seinem Gaste den Tummler zum Nachttrunk und schickte sich sodann an, ihm sein Schlafzimmer anzuweisen.

Dem Ritter, dem die Unterhaltung der freundlichen Margaretha lieber war als Schlaf und Ruhe war dies ganz ungelegen. Er hätte

gern bis am frühen Morgen sich an dem Anblick ihrer holden Reize geweidet und sein Ohr an den sanften, herzrührenden Tönen ihrer süßen Stimme geletzt; mußte sich aber, um nicht unbescheiden zu seyn, doch dem Willen des alten Siegfrieds fügen. Er schob daher den Stuhl langsam vom freundlichen Kamin zurück, drückte Margarethen beym Abschiede feurig die Hand und folgte dann dem alten Siegfried schweren Herzens über einen langen Gang auf sein Zimmer.

Hier warf er sich rastlos auf seinem Lager umher. Die schöne, gefällige Margaretha hatte in seinem Herzen ein Feuer entzündet, das nur sie wieder zu löschen vermochte. Ihr Bild schwebte ihm immer vor Augen, und sie zu besitzen war sein einziger, sein höchster Wunsch. Weil er nun aus tausend kleinen Umständen abgemerkt hatte, daß Margaretha ihm nicht abhold war; so glaubte er schon halb gewonnen zu haben. Er beschloß daher sich seiner Herzensquaal bald möglichst zu entladen, und noch vor seinem Abdruck förmlich bey ihrem Vater um sie zu werben.

Das that er dann auch mit vieler Beredtsamkeit; allein Siegfried hatte Anfangs wider diese Werbung gar viel einzuwenden und machte Ausflüchte über Ausflüchte. Endlich ließ er sichs aber doch gefallen: daß es blos auf Margarethens Ausspruch ankommen solle.

Man hohlte sie sogleich herbey, legte ihr die schwere Frage zur Entscheidung vor, und man kann leicht denken, daß diese (die ebenfalls die ganze Nacht beynahe kein Auge zugethan, und, wenn es geschehen war, von nichts als dem schmuckern gelbgelockten Ritter geträumt hatte) nicht so wie es der alte Siegfried wünschte, den Handel schlichtete. Sie gestand nach einigem jungfräulichen Sträuben, frey und offenherzig: daß der Ritter ihr nicht gleichgültig sey, und daß sie gar wohl wünsche, seine Hausfrau zu werden, wenn es ohne ihren Vater zu betrüben geschehen könne.

Nun konnte Ritter Siegfried gegen die Verbindung seiner Tochter mit Ritter Heinrichen nichts mehr einwenden. Er gelobte daher

auf Ritterwort, sie ihm zum Weibe zu geben, jedoch mit der Bedingung, daß er zuvor einen Zug in das gelobte Land thun müsse.

Ritter Heinrich hätte (ob er gleich ein wack'rer Kämpe war und manche Fehde rühmlich bestanden hatte, auch aus manchem Strauß siegreich daheim gekehrt war) freylich lieber gesehen, wenn ihm Ritter Siegfried die schöne Margaretha unbedingt zugesagt hätte; weil er aber sah, daß es einmal nicht anders war, so wußte er sich auch in sein Schicksal zu finden, und bereitete sich, um fein bald wieder heimkehren zu können, eilig zu dem Zuge nach dem Lande, wo er durch Blut und Wunden seine schöne Braut erkämpfen sollte.

Beym Abschiede, der von Seiten Margarethens nicht sonder Thränen ablief, beschenkte er seine Sponse mit einem güldenen Siegelring, und diese dagegen ihn mit einer Locke von ihrem goldgelben Haar. Sie gelobten sich im Beyseyn des alten Siegfried ewige und unverbrüchliche Liebe und Treue, letzten sich

zum

zum leztenmal und eilten dann das Fräulein auf ihre Kammer, und der engbrünstige Ritter in den Hof zu seinem schon in Bereitschaft stehenden Roß.

Er sprengte so schnell, als wenn er dem Tode entfliehen wollte aus den Ringmauern der Burg, achtete nicht auf das Rufen und Schreyen seines ihm mit Lebensgefahr folgenden und warnenden Knappen, und überließ sich ganz der Willkühr seines Rosses, das freylich nicht den kürzesten Weg nach dem gelobten Lande einschlug. Auf diese Art kam er, ohne es zu bemerken, immer mehr von dem rechten Wege ab, und verirrte sich zulezt so, daß er nicht wußte, wie er sich aus der Wildniß, in die er gerathen war, wieder zurecht finden sollte.

Die Nacht überfiel ihn und er sah sich endlich genöthigt, sich nach einem Obdach vor Wind und Wetter um zu thun. Aber länger als eine Stunde suchte er dieses vergeblich. Endlich entdeckte sein Knappe in einiger Entfernung eine Felsenkluft, die geraumig genug

zu seyn schien, Roß und Mann aufnehmen zu können.

Sie schritten, unbekümmert ob nicht etwa irgend ein reissendes Thier darinn seine Wohnung aufgeschlagen, oder eine Schlange genestet haben möchte, muthig darauf zu, und fanden den Eingang so geraum, daß sie fast hätten hinein reiten können.

Sie stiegen ab, gingen, — um sich vor dem rauhen Nordwind desto besser sichern zu können, die Pferde an der Hand hinter sich herführend, tiefer in den vor ihnen liegenden Schlund der Kluft hinein und wurden beym Schein der zur Vorsicht angebrannten Kerzen zu ihrer größten Verwunderung gewahr, daß dieser unterirrdische Gang nicht blos aus natürlich aufeinander geschichteten Felsenstücken bestand, sondern daß er ordentlich gewölbt war. Sie gingen daher weiter und kamen endlich an eine eiserne Thür, die aber durch viele Schlösser und Riegel verwahrt war.

Ritter Heinrich brannte vor Begierde zu wissen, wo diese hinführte, und machte einige Versuche die vom Rost ganz morsch gefressenen

Schlös-

Schlösser mit Hülfe seines Schwerdtes zu öffnen; doch dies gelang ihm nicht. Endlich bemerkte er, daß die Angeln des einen Thürflügels durch die Länge der Zeit viel gelitten hatten und ziemlich locker geworden waren. Er untersuchte sie daher genauer, und fand, daß eben keine Riesenstärke dazu gehörte, sie vollends heraus zu sprengen. Er machte sich also gleich an die Arbeit, und dieser Versuch lief glücklicher ab, als der vorhergegangene. Die Angeln ließen sich sonder große Anstrengung des Ritters ganz gemach herausziehen, und die Thüre sich sodann gerade so weit zurück biegen, daß ein Mensch seitwärts hinein schlüpfen konnte. Heinrich und sein Knappe versuchten zwar die Oeffnung so groß zu machen, daß auch ihre beyden Pferde nach einander hinein gezogen werden konnten; aber dieser Versuch gelang ihnen nicht. Sie banden sie daher an die starken Riegel des andern noch in seinen Angeln anliegenden Thürflügels und setzten ihren Weg mit den brennenden Kerzen und Schwerdtern in den Händen weiter.

Der Weg, den sie paßirten war geraumig und hoch und führte durch viele Krümmungen endlich zu einer unansehnlichen hölzernen Thüre. Aber auch diese war fest verschlossen. Allein der Zahn der Zeit hatte so gewaltig daran genagt, daß sie bey dem ersten gewaltsamen Stoß, den der neugierige Heinrich davor that, mit großem Krachen hineinflog.

Durch diese Thüre kam man in eine Art von Zimmer. Die Wände desselben schienen von dem schönsten Marmor zu seyn; hatten aber durch das Alter und die Feuchtigkeit so gelitten, daß nur hie und da noch Spuren von seiner ehemaligen Pracht wahrzunehmen waren.

Dies brachte Ritter Heinrichen auf den Gedanken, zu glauben, daß weiland hier Menschen und zwar von Stand und Vermögen gehaußt haben möchten, und er beschloß dies Denkmal des grauen Alterthums genauer zu untersuchen. Er nahete sich, als er dieses Gemach genau in Augenschein genommen und seinem Knappen seine Vermuthung mitgetheilt

hatte der Thüre, welche der eingesprengten gerade gegenüber befindlich war, und bemerkte mit Vergnügen, daß dieselbe zwey Finger breit auseinander stand und ein einziges ganz morsch gefressenes Schloß hatte. Er hoffte daher sie ebenfalls ohne große Schwierigkeit öffnen zu können, und er irrte sich nicht. Denn kaum hatte er einigemal mit geballter Faust davor geschlagen; so dröhnten beyde Flügelthüren zugleich auf und verschafften dadurch den beyden Forschern die Einsicht in einen großen Saal, der zu beyden Seiten auf Säulen von weißen Marmor ruhete, und in dessen Mitte ein langer ovalrunder Marmortisch stand, der rundum mit Stühlen ganz antiker Art umgeben war.

Die beyden Ebentheurer sahen einander verwundrungsvoll an und wußten anfangs nicht, ob sie hinein oder zurück gehen sollten. Endlich aber entschloß sich der Ritter doch zu ersterm. Er ging ganz unerschrocken voran, beleuchtete mit der in der Hand habenden Kerze Wände und Decke und fand, daß beyde ebenfalls von dem schönsten Marmor waren. Was

ihm aber mehr noch als dieses in Verwunderung setzte, war, daß an jeder Säule (deren man an jeder Seite achte, oben und unten aber nur viere zählte) ein silberner Wandleuchter mit einem noch unangezündeten Wachslichte hing. Unser Ritter dünkte sich in eine Feenwelt versetzt, und glaubte nichts gewissers, als daß dieses einer von den Zauberpalästen dieser weiblichen Halbgöttinnen sey, von denen die damalige Welt schon so viel zu singen und zu sagen wußte. Es freuete ihm, daß er doch endlich so glücklich sey, ein solches Wunder mit Augen zu sehen, und zweifelte keinen Augenblick, daß ihn die Besitzerin dieses Zauberpalasts auch würdigen würde, sich ihm von Angesicht zu Angesicht zu zeigen.

Sein Knappe, der etwas furchtsam war und von Hörensagen wußte, daß es gefährlich sey, sich mit Damen einzulassen, die so verliebt und dabey so mächtig wären, als man von den Feen erzählte, rieth ihm zwar wohlmeynend nicht vorwitzig zu seyn und sich mit ihm davon zu machen, ehe man ihnen den

Rück-

Rückweg abschnitte; allein sein Rath wurde nicht befolgt.

Der Ritter (der auch die entgegengesetzte Thür aber vergeblich zu öffnen gesucht hatte) blieb unerschütterlich bey seinem Entschlusse, die Nacht in diesem Saale zuzubringen, und befahl dem armen Knappen bey seiner Ungnade ihn nicht weiter mit seinem leeren Gewäsch beschwerlich zu fallen. Doch stellte er es ihm frey, ob er bey ihm bleiben oder zu den Pferden zurück kehren wollte.

Der gute Conrad (so war des Knappen Name) wußte lange nicht wozu er sich entschließen sollte; endlich aber hielt er doch für das rathsamste bey seinem Herrn zu bleiben. Er warf sich daher, nachdem er vorher einige von den Wachslichtern angezündet und die Kerzen ausgelöscht hatte, dicht neben demselben an den Boden nieder, hüllte sich, um nicht zu hören und zu sehen was vorging, tief in seinen Mantel, und entschlief bald darauf ruhig und sanft, während sich unser Ritter rastlos auf seinem kalten und harten Lager herum warf.

Er sann eben auf eine schöne Anrede, die er an die Fee halten wollte, wenn sie sich ihm zeigen würde, und war noch nicht damit zum Schluß gekommen, als sich plötzlich über ihm ein Getös erhob, als wenn von allen vier Weltgegenden her der Donner über der gewölbten Decke des Saals hinrollte. Dem Ritter kam ein Grausen an. Er bemühete sich seinen neben ihm schlafenden Knappen zu ermuntern; aber umsonst. Dieser schlief so fest, daß nichts vermögend war, ihn aus seinem Todtenschlafe aufzuwecken.

Das dem Donner ähnliche Geräusch dauerte noch immer fort und unser Ritter lauschte gierig auf den Ausgang dieses nächtlichen Abentheuers. Nach Verlauf von ungefähr fünf bis sechs Minuten ließ das Geräusch nach. Es wurde immer schwächer und schwächer, und schien sich endlich in den entferntesten Winkel gegen Osten zu verlieren.

Heinrich glaubte das Abentheuer sey nunmehr völlig überstanden, und war eben im

Be-

Begriff sich wieder niederzulegen, als zu seinem neuen Erstaunen ein blauer Blitz aus der Kuppel des Saals herabschlängelte und alle Lichter in weniger als einer Sekunde anzündete. Er schloß hieraus, daß das gehörte Geräusch blos der Vorbote zu einem vielleicht noch furchtbarern Auftritt gewesen war, und nahm daher in banger Erwartung seinen vorigen Posten wieder ein.

Bald darauf fielen aus der Kuppel des Saals nach und nach die Gliedmaßen eines ganzen menschlichen Körpers herab; die sich aber im Nu zusammenfügten und eine vollkommene menschliche Gestalt bildeten.

Diese Gestalt, die das Ansehn eines Pagen hatte, nahm eins von den brennenden Wachslichtern, ging damit auf die Thür zu, die der, wo der Ritter herein gekommen war, gerade gegenüber befindlich war, und die der Ritter aller angewandten Mühe ungeachtet doch nicht hatte öffnen können, schloß sie auf und auch wieder hinter sich zu.

Nach Verlauf weniger Minuten kam sie in Begleitung mehrerer ähnlichen Gestalten wieder zurück. Diese, welche in der größten Geschäfftigkeit ab- und zugingen, servirten oben erwähnte Marmortafel und besetzten sie mit Speisen.

Kaum war dieses Geschäfft beendigt, so verließen alle Pagen zugleich den Saal. Sie gingen insgesammt zu derselben Thür hinein, wo sie alles Service (es war sämmtlich von Silber und Gold) und alle Speisen und Getränke herausgebracht hatten. Nach wenigen Minuten rauschte die Thür von neuem auf, und es trat durch dieselbe eine ganze Menge Ritter in voller Rüstung in den Saal. Alle sahen blaß und ernst, und keiner schien die Gegenwart unsers staunenden Ritters und seines heftig schnarchenden Knappen zu bemerken. Sie nahmen, ohne den mindesten Laut von sich zu geben, auf den rund um die Tafel stehenden Stühlen Platz, und aßen und tranken dem Anschein nach mit so vielem Appetit, daß die Pagen und Knappen, die sie bedienten,

bey-

beynah nicht genug Speisen und Wein herbey schaffen konnten.

Als sie dem Anschein nach ihren Appetit gestillt und ihren Durst gelöscht hatten, erhoben sie sich alle zugleich von ihren Sesseln und begaben sich in eben der Ordnung, wie sie gekommen waren, in mehr erwähntes Gemach zurück.

Aber kaum hatten die Pagen die Tafel wieder abgeräumt und sie mit einem schwarzen Tuch bedeckt; so erschienen sie von neuem. Sie hatten jetzt insgesammt die Visire niedergelassen und nahmen abermals an der Tafel, wo sie vor wenig Minuten mit so vielem Appetit gegessen und getrunken hatten, Platz, nur mit dem Unterschiede, daß sie, da sie vorher rings um die Tafel herum gesessen hatten, jetzt nur die halbe Peripherie einnahmen; die andere Hälfte aber ganz leer ließen.

Kaum hatte die Gesellschaft sich niedergelassen, kaum einer von den ihnen folgenden

Knappen ein zwey Fuß hohes silbernes Kruzifix und zu dessen beyden Seiten zwey Todtenköpfe mitten auf die Tafel gesetzt und gelegt: so erhob sich einer von den Rittern, der in der Mitte saß und dem Anschein nach zu schließen der vornehmste unter allen war, von seinem Stuhl, zog sein Schwerdt, murmelte einige feyerliche aber unverständliche Worte, steckte es, nachdem vorher alle Ritter ihre Finger darauf gelegt und ebenfalls einige unverständliche Worte gesagt hatten, wieder ein, und ließ sich dann wieder auf seinen Stuhl nieder.

Hierauf gab er einem an der Thür stehenden Knappen einen Wink und im Nu stürzte dieser zur Thür hinaus. In wenig Minuten kam er aber in Gesellschaft einer weiblichen Figur wieder zurück, welche die täuschenste Aehnlichkeit mit Margarethen hatte.

Ritter Heinrichen erstarrte bey diesem Anblick das Blut in den Adern. Er dachte in der Bestürzung nicht daran wo er war, und daß vielleicht alles nur ein Spiel seiner Phantasie,

tasie, ein Gaukelwerk hier hausender Geister seyn könnte, und würde sich zuverläßig mit dem Schwerdt in der Faust in die Versammlung gestürzt, und so seine geliebte Margaretha vor aller Gewaltthätigkeit zu schützen, von aller Gefahr zu befreyen gesucht haben, hätten ihm diesesmal nicht Hand und Füsse ihren Dienst versagt. Letztere waren wie in den Boden gewurzelt und erstere erlahmte ihm am Griff seines Schwerdtes. Das brachte ihn fast zur Verzweiflung. Er hielt nun seine Margaretha für verloren und verwünschte seine unselige Neugierde, die ihn der Warnung seines Knappen ungeachtet hieher getrieben hatte.

Unterdessen hatte man die Dame (die ganz weiß gekleidet war, und in deren todtenblassen Gesicht alle Leidenschaften gewühlt und tiefe Furchen zurück gelassen hatten) der ungeheuren Kettenlast entledigt, womit ihre Lilienarme und schwankende Füsse gefesselt waren. Sie nahete sich schüchtern der Tafel, an welchem ihre scheinbaren Richter saßen, beantwortete alle Fragen, die man an sie that; die aber

freylich der besorgte und angstvolle Heinrich nicht verstand, mit sehr viel anscheinender Offenherzigkeit und Unbefangenheit, und schien dann in Geduld ihr Schicksal zu erwarten.

Man ließ sie auch nicht lange darüber in peinigender Ungewißheit. Der mittelste unter den Richtern sammlete leise die Stimmen, und sagte dann dem, der die Dame hereingeführt hatte und eine Art von Kerkermeister zu seyn schien, etwas heimlich ins Ohr. Dieser verließ hierauf eiligst den Saal, kam aber bald wieder zurück und brachte eine große Kohlpfanne mit glühenden Kohlen und zwölf breite und zwey runde Eisenstäbe mit.

Als er erstere in den Kohlen ganz glühend gemacht hatte, befahl ihm, so schien es, der Präsident dieses fürchterlichen Gerichts, der Dame Schuhe und Strümpfe auszuziehen; allein sie verrichtete dieses Geschäfft selbst, und ging wie man ihr befohlen zu haben schien, dreymal ganz langsam über die glühenden Eisenstäbe hinweg, ohne nur im mindesten

zu zucken oder durch eine Miene Schmerz zu verrathen.

Wie dieses geschehen war und einer von den Richtern die Fußsohlen der Dame genau untersucht und, wie es schien, ganz unverletzt gefunden hatte: so schritt man zu einem zweiten Versuch die Schuld oder Unschuld nach damaliger Sitte ans Licht zu bringen. Man machte auch die beyden schon erwähnten runden Stäbe glühend, reichte der Dame in einem silbernen Lavoir Wasser zum Waschen und ein weißes Tuch zum Abtrocknen, und gab ihr sodann mit Hülfe einer Feuerzange in jede Hand einen von den funkensprühenden Stäben.

Die Dame hielt zum größten Erstaunen des verzweiflungs und mitleidsvollen Heinrichs die Stäbe fünf volle Minuten in den Händen, und sah dabey ihre unbarmherzigen Richter mit einem Blick an, der nur zu sehr von der Schuldlosigkeit ihres Herzens zeugte.

Hier-

Hierauf nahm man ihr auf ein gegebenes Zeichen die Stäbe wieder ab, und fand bey genauer Untersuchung, daß das Feuer, (wie Heinrich aus dem bedenklichen Kopfschütteln der Richter schloß), auch diesesmal seine Natur verläugnet und in den Händen der Dame keine Spur zurück gelassen hatte.

Heinrich, (der jetzt, da er die Dame genauer betrachtet hatte, zwar noch viel Aehnlichkeit zwischen ihr und seiner geliebten Margaretha fand; aber doch auch hie und da einen kleinen Unterschied bemerkt hatte) glaubte nun nichts gewisser, als daß die Richter sie nunmehr von dem ihm unbekannten angeschuldigten Verbrechen lossprechen würden; mußte aber bald erfahren, daß er sich in seiner Vermuthung gar sehr geirrt hatte.

Die Richter schienen sich nicht versammlet zu haben, das Verbrechen, von dem die Rede unter ihnen war, zu untersuchen: nein! sie schienen vielmehr blos gekommen zu seyn, es zu bestrafen. Sie kehrten sich daher nicht

daran, daß Gott in seinem Urtheil *) die Dame frey gesprochen hatte; sondern sammleten abermals die Stimmen und fanden sie, wie das der Erfolg zeigte — des Todes schuldig!

Als man der Dame dies bekannt zu machen schien, verließ sie auf einmal alle Standhaftigkeit. Sie fiel vor ihre hartherzige Richter auf die Knie nieder, und bat mit Thränen um ihr Leben; aber umsonst! die Richter blieben unerbittlich und verlangten ihren Tod.

Als die Dame sah, daß weder Bitten noch Thränen etwas über ihre unbarmherzigen Richter vermochten, und der Tod ihr unvermeidlich schien: so zog sie ein in dem Busen verborgenes Stilet hervor und stieß es sich, eh' es verhindert werden konnte, bis an den Heft in die Brust, und sank todt zur Erde.

Ritter Heinrichen vergingen beym Anblick dieser heroischen That die Sinne. Er sank ohne Bewußtseyn neben seinem schlafenden Knappen nieder

*) Die Feuerprobe ist ja bekanntlich eines von den sogenannten Gottesurtheilen. (Ordaliis.)

nieder und lag bey einer Viertelstunde ohne Gefühl und Besinnungskraft.

Als er sich von seiner Betäubung wieder erholte, waren Ritter und Dame verschwunden. Die Lichter waren verloschen, und rund um ihn her herrschte eine feyerliche Stille. Die Geschichte der vorigen Minuten schwebte ihm zwar noch deutlich und lebhaft vor Augen; allein er hielt alles für ein Spiel seiner erhitzten Einbildungskraft, für einen lebhaften Traum durch das Schauderliche dieses Orts veranlaßt. Aber er bekam nur zubald Ursach das Gegentheil zu glauben.

Denn kaum hatte er sich in seinen Mantel gehüllt, kaum sich niedergelegt, um zu seiner vorhabenden weiten und gefährlichen Reise Kräfte zu sammlen; so entstand in dem Gemach, aus welchem die Gesellschaft gekommen war, ein Poltern und Lermen, als wenn das wüthende Heer darinn sein Spiel trieb und zum Zertvertreib Tische, Stühle und alles darinn befindliche über den Haufen stieß.

Bald

Bald darauf öffnete sich die Thüre, und eine lange hagere männliche Gestalt trat herein. Sie war in eine Capucinerkutte gehüllt und trug in ihren Gesichtszügen unverkennbare Spuren der Verzweiflung.

Diese Gestalt blieb am Eingange stehen und gab Ritter Heinrichen, der bey ihrem Anblick schnell aufgesprungen und unwillkührlich das Schwerdt gezogen hatte, durch Winken zu verstehen, daß er ihr folgen möchte.

Ritter Heinrich trug Anfangs Bedenken zu gehorsamen; da aber die Gestalt zu winken fortfuhr, und er nun schon an den Umgang mit Geistern gewöhnt war: so ließ er sich endlich doch bewegen, dem Fantom zu willfahren, und folgte ihm mit dem Schwerdt in der Hand durch verschiedene Zimmer über einen düstern engen Gang, in eine kleine Kapelle.

Hier blieb die Gestalt unweit einem marmornem Epithaphium stehen, seufzte tief und redete dann unsern Ritter, (der mit gespann-

ter Neugierde drey Schritte von ihm ebenfalls stehen geblieben war) folgendermaßen an:

„Endlich naht die Stunde meiner Erlö„sung, endlich hab' ich doch Hoffnung „meine vielfachen Seelenleiden einmal „geendet zu sehen! — Schon ist das „menschliche Geschlecht auf diesem Erden„runde zweymal ausgestorben, und noch „fand sich kein vom Weibe gebohrner, der „sich meiner Seele erbarmt hätte. Schon „seufz' ich ein langes Jahrhundert in den „quaalvollen nie verlöschenden Flammen „des Fegefeuers, und noch sind die Sün„den, deren ich mich in der handvoll „Jahre, die ich unter den Menschen ver„lebte, theilhaftig machte, nicht zur Hälfte „getilgt. Ich werde daher noch manches „Jahrhundert für meine Missethaten büs„sen, wenn Du dich meiner nicht erbarmst, „werde vielleicht nie Gottes Angesicht „schauen, wenn Du mir deinen Beystand „versagst. Nur Du allein kannst mich „von den unbeschreiblichen Quaalen be„freyen, die meine Seele unaufhörlich

„fol-

„foltern: denn Du allein bist von der
„ewigen Vorsicht aus dem ganzen gegen-
„wärtigen und künftigen Menschenge-
„schlechte ausersehen, mir die Ruhe und
„Glückseligkeit zu geben, nach der ich mich
„schon ein Jahrhundert sehne. — Wehe
„mir! wenn Du mir meine Bitte ab-
„schlägst.“

Heinrich. Sey unbesorgt, armer Geist! Was ich zu deiner Ruhe beytragen kann, werde ich gewiß thun.

Geist. Du müßtest auch gefühlloser als ein Stein, und unbarmherziger als ein Tieger seyn, wenn Dir mein Schicksal nicht nahe gehen sollte, wenn Du mir mein Begehren abschlagen könntest. — Höre meine traurige Geschichte und urtheile dann, ob ich deines Mitleids werth bin oder nicht.

„Ich stamme aus einem edlen Geschlechte der Thüringer und bin der letzte Sprößling einer zahlreichen Sippschaft, die aus Furcht

vor den einfallenden Sorben und Wenden in diesem unterirrdischen Schlosse haußte *)."

„Meine Mutter starb frühzeitig, und mein Vater, ein rauher aber biedrer Mann, brachte die mehrste Zeit seines Lebens im Kriege und in Wäldern zu. Meine Erziehung wurde daher ganz vernachläßigt. Niemand war da, der dem wilden unbändigen Knaben den Willen gebrochen hätte, niemand der sein Herz bilden und ihm seine Leidenschaften zähmen lernen wollte. Ich war ausser den Stunden, in welchen mir ein Mönch Unterricht in der Religion und im Schreiben gab, ganz mir selbst überlassen, that, weil ich nie eine Züchtigung zu befürchten hatte, alles was mir gut dünkte, und hielt alles was ich that für recht."

„Dadurch zog ich mir in meinen reifern Jahren viel Unheil zu. Ich gerieth oft wegen des geringsten Widerspruchs in Streit, und schick-

*) Wahrscheinlich im Berg-Schlosse bey Puffarth, zwey Stunden von Weimar, welches das älteste in Deutschland seyn soll.

schickte, weil Waffenübung von meinem siebenden Jahre an mein Lieblingsgeschäfft war, manchen braven Jüngling um eines Wortes willen in die Ewigkeit. Ich war der Sklav meiner Leidenschaften, und nichts war mir zu lieb, daß ich ihnen nicht aufgeopfert hätte. Ich könnte Wochen lang erzählen, wenn ich all die Thorheiten und Frevel schildern wollte, die ich bey dieser unglücklichen Gemüthsverfassung beging, und für die ich jetzt so schwer büße. Allein kurz ist die Zeit, die ich noch hier zu verweilen habe, und viel mir noch übrig Dir zu berichten. Ich hebe daher aus der Geschichte meines Lebens nur den Umstand aus, um dessentwillen ich hauptsächlich gequält werde."

„Ich hatte eine schöne und tugendsame Gemahlin und lebte einige Jahre vergnügt und glücklich mit ihr. Allein mein unglückliches Schicksal wollte, daß ich auch diesem Engel zum Teufel werden sollte."

„Ich war mit dem Kaiser gen Rom gezogen und äusserte, nachdem ich ein und ein halb Jahr lang von meiner Heimath abwesend

gewesen war, gegen einen Buben, der sich für einen Negromanten ausgab, und sich damals in der Gegend aufhielt, wo das kaiserliche Lager stand, den Wunsch zu wissen, was wohl in demselben Augenblick, da ich mit ihm sprach, mein Weib machen müsse."

„Der Zauberer schien sich einige Augenblicke zu bedenken; alsdenn aber versprach er es mir zu zeigen, wenn ich ihm bey Ritterehre angeloben wollte, im Fall ich mein Weib in einer Beschäfftigung fände, die keiner ehrlichen Hausfrau geziemte, keine Rache zu nehmen."

„Kaum hatte ich dieses, ohne zu überlegen, ob ich es auch halten könnte, versprochen; so hohlte der Zauberer ein blauseidenes Tuch hervor, auf welchem lauter wunderbare Charaktere gezeichnet waren, und breitete es auf den Tisch. Auf dieses setzte er eine Schaale von grünem Glas, die er mit einem andern Tuche von gelber Farbe bedeckte, und in die er eine Kugel vom schönsten Kristall legte.

Als er auch diese mit einem dünnen weißen Tuche zugedeckt hatte, hub er an einige magische Worte zu sprechen und gebehrdete sich dazu wie ein Unsinniger. Hierauf zog er dem Anschein nach mit vieler Ehrerbietung das Tuch hinweg, nahm den Kristall in die Hand, hielt ihn gegen das Licht und ließ mich hinein sehen."

„Anfangs sah ich nichts als die Strahlen der Sonne, die sich in den prächtigsten Farben darinn brachen. Aber bald zeigte sich meinen Augen ein Zimmer, das ich sogleich für das nehmliche erkannte, in welchem ich von meinem Weibe Abschied genommen hatte. Da ich niemand darinn erblickte; so wollte ich eben dem Zauberer Vorwürfe darüber machen, daß er mir vor mein Geld blos Dinge zeigen wollte, die ich nicht zu sehen verlangt hatte, als die Thür des Zimmers plötzlich aufging und mein Weib an der Hand eines jungen schönen Ritters herein trat. Sie schien mir für eine Frau, deren Mann in tausend Gefahren schwebte, viel zu heiter, und that mit dem jungen unbekannten Ritter so freund-

lich und zärtlich, daß mein Blut schon bey diesem Anblick in Wallung gerieth. Als sie sich aber gar mit ihm niederließ, und er ihr wonnetrunken um den Hals fiel; da war meine ganze Fassung dahin. Ich stürzte wie rasend aus der Wohnung des Zauberers, und schwur nicht eher zu ruhen, bis ich diese Schmach mit dem Blute meines Weibes abgewaschen hätte."

„Sobald daher der Zug gegen die Römer geendigt und ich wieder in meiner Heimath angelangt war, dachte ich auf nichts, als wie ich mich an meinem treulosen Weibe rächen möchte. Ich ließ sie in das unterste Burgverließ werfen und versuchte alle Mittel sie zum Geständniß ihrer Schande zu bringen. Allein umsonst! Sie beharrte auf ihrer Unschuld und betheuerte mit den heiligsten Schwüren: jene Mannsperson sey ihr eigener Bruder gewesen, der an eben dem Tage aus Palästina zurückgekommen und vor meiner Ankunft in einer Schlacht gegen die Wenden geblieben sey."

„Meine

„Meine Leute bestätigten diese Aussage. Allein ich hielt sie für bestochen und ruhete nicht eher, als bis ich die Arme meiner rasenden Eifersucht aufgeopfert hatte. Sie erstach sich selbst, als sie die gefährliche Feuerprobe rühmlichst ausgehalten hatte und ich sie dennoch zum Strange verurtheilte, und dies Bewußtseyn, sie gemordet zu haben, ist mir peinlicher als die Quaalen des Fegefeuers, in welchem ich so lange schmachten soll, bis sich ein frommer Ritter findet, der ins gelobte Land wallfahrtet und am Grabe des Erlösers Seelenmessen für mich lesen läßt. — Nun sag edler Jüngling", fuhr der Geist fort: „Willst Du dieses verdienstvolle Geschäfft übernehmen?"

Heinrich. Ich will. — Aber noch hast Du mir nicht gesagt: ob Du in der Folge von der Unschuld deines Weibes überzeugt worden bist?

Geist. Wohl bin ich davon überzeugt worden. Das Gerücht von meines Schwagers Tod war ungegründet. Er kehrte kurz nach dem Tode meiner Jutta zurück, und gab

mir so überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Schwester, daß ich schlechterdings nicht mehr daran zweifeln konnte. Ich bereuete was ich gethan von Herzen, wurde mürrisch und traurig, und legte zu einer Stunde, da mir mein Gewissen gar zu heftig zusetzte, selbst Hand an mich. Ich wurde, weil niemand die Art meines Todes erfuhr, in dieser Kapelle beygesetzt. Seit der Zeit leide ich nicht nur unsägliche Schmerzen, sondern bin auch dazu verdammt, alle Nächte auf diese Erde eine Stunde lang zurück zu kehren, um ein Augenzeuge jenes fürchterlichen Gerichts zu seyn, das ich weiland durch feile Richter über meine unschuldige Gemahlin halten ließ und Du vor wenig Augenblicken mit angesehen hast. Es dient dieses dazu, mir meine schwarze That immer wieder ins Gedächtniß zu rufen, und der Anblick meines unschuldig leidenden Weibes ist mir dann schmerzhafter, als selbst die Quaalen des Fegefeuers. — Doch die Zeit meines Scheidens ist da, und ich muß an den Ort meiner Pein zurück. Leb' also wohl und gedenke deines Versprechens!" —

Der Geist versank und eine helle Flamme schlug aus der Oeffnung heraus. Die Erde bebte unter Ritter Heinrichs Füßen, fürchterliches Geheul durchrann die Lüfte und ein heftiger Blitz und gräßlicher Donnerschlag streckten ihn betäubt zu Boden.

Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich an der Seite seines noch sanft schlafenden Knappen. Er weckte ihn, weil er nunmehr einen doppelten Beweggrund hatte, mit seiner Reise zu eilen; sagte ihm aber nichts von dem was er gesehen und gehört hatte, und beyde verfolgten nun ihren Weg weiter.

Ihre Reise ging glücklich und schnell von statten, und es begegnete ihnen bis an die Grenze von Italien nichts, das hier erwähnt zu werden verdiente. Aber kaum hatten sie ihr Vaterland in dem Rücken, kaum das wärmere Italien betreten; so begann ihre Reise abentheuerlicher und gefährlicher zu werden.

Das erste Abentheuer, das Ritter Heinrich auf seiner Hinreise ins heilige Land bestand, stieß ihm in den Wäldern der Lombardey zu. Es überfiel ihn eines Tages darinn ein heftiges

Ungewitter und nöthigte ihn bey einem alten Einsiedler zu übernachten, der sich in dieser Gegend niedergelassen hatte, und von dem Allmosen lebte das ihm die Mönche der benachbarten Klöster und andere mildthätige Leute zufließen ließen.

Der fromme Beter nahm ihn auch sammt seinem Knappen gern und willig auf. Er bewirthete sie so gut er konnte, und wieß ihnen, als sie sich hinlänglich gelabt und viel mit ihm von verflossenen Zeiten gesprochen hatten, sein eigenes Lager von Heu und Moos zur Schlafstelle an.

Sie streckten ihre müden Gliedern auf das weiche Moos, und bedurften keines Minnesängers, um sie durch seinen Gesang und Saitenspiel in den Schlaf zu wiegen. Sie entschliefen bald und erwachten erst als die Sonne schon längst ihr nasses Lager verlassen und Berge und Thäler erfreuet hatte. Aber o Himmel! wie ward ihnen zu Muthe, als sie sich bey ihrem Erwachen an Händen und Füs-

sen

sen gefesselt fühlten, und sich nicht mehr in der Klause des Einsiedlers auf ihrem weichen Lager, sondern in einem unterirrdischen Gewölbe befanden, in das nur ein matter Lichtstrahl, der sich durch ein kaum einer Spanne großes und mit starken eisernen Stäben versehenes Luftloch hineinstahl, den Wechsel des Tages verkündigte und Ungeziefer, das die Verwesung zur Mutter hat, mit ihnen auf einem Lager ruhete.

Sie sprangen erschrocken von ihrem Lager, das aus halb verfaulten Pinsen bestand, auf, sahen einander mit verstöhrten Blicken an und schienen an der Wirklichkeit dessen zu zweifeln, was sie sahen.

Noch hatten sie sich nicht von ihrem Schrekken erhohlt, und noch band ihnen die Verwunderung über dieses unbegreifliche Ereigniß die Zunge, als die eiserne Thür ihres Gefängnisses mit großem Geräusch geöffnet wurde, und ein Mensch, der einem Klosterknecht nicht unähnlich sah, zu ihnen herein trat.

Ritter Heinrich, der begierig war zu wissen, wo er eigentlich sey und wie er hieher ge-

kom-

kommen, glaubte, daß dieser Mensch ihn aus seiner Ungewißheit reissen würde. Allein er betrog sich. Der Knecht ließ (weil er vielleicht strengen Befehl hatte, nicht mit den Gefangenen zu reden) alle seine Fragen unbeantwortet, setzte einen in der Hand habenden steinernen Krug mit Wasser auf den mitten im Gewölbe stehenden und die Stelle eines Tisches vertretenden Block, legte ein schwarzes Brod, das er unterm Arme hatte, darneben, und verließ dann wieder eben so stumm, als er gekommen war, das Gefängniß.

Nun fing unserm Ritter, noch mehr aber seinem furchtsamen Knappen, an bang zu werden. Alle Umstände zeigten deutlich, daß sie sich nicht in den besten Händen befänden, und daß es auf nichts weniger als auf ihr Leben abgesehen sey. Gleichwohl war sich keiner etwas bewußt, wodurch er sich eine solche Handlung zugezogen, womit er den Tod verdient haben sollte, und dies war noch einigermaßen Trost für sie, und machte ihnen ihre Lage in etwas erträglich.

Zwey lange Wochen verstrichen, und noch sahen sie keine Hoffnung zu ihrer Befreyung. Sie sahen während dieser Zeit keinen Menschen, als den Kerkermeister, und dieser beobachtete jedesmal ein eben so geheimnißvolles Schweigen, als er bey seinem ersten Besuch beobachtet hatte.

Sie quälten sich daher noch immer in banger Ungewißheit, und zerbrachen sich eben wieder die Köpfe mit Auflösung des ihnen so wichtigen Problems: wie sie hieher gekommen wären und was wohl ihr Schicksal seyn würde; als sie auf eine wunderbare Art hinter dieses Geheimniß kamen, und ihnen zugleich auch ein Mittel an die Hand gegeben wurde, wie sie dem Tode entgehen könnten.

Die Sache verhielt sich so: Kaspar, der trotz seiner mißlichen Lage doch immer eine große Eßlust gezeigt hatte, wollte am funfzehnten Morgen seiner Einkerkerung frühstücken, und brach in dieser Absicht das Brod mitten aus einander. Aber zu seinem Erstaunen fand er

dasselbe hohl, und es fiel eine seidene Schnur, eine Feile und ein zusammengelegtes Papier heraus. Er hob alles dreyes begierig auf und zeigte es seinem in traurige Gedanken vertieften Herrn, der dadurch in ein eben so großes Erstaunen gerieth. Er glaubte, irgend eine gutmüthige Seele habe ihm die Schnur (die Feile ließ er ganz aus der Acht) bloß in der Absicht geschickt, damit er selbst sein Leben enden, und dadurch einem schmähligern und schimpflichern Tod entgehen sollte. Allein sein Knappe war anderer Meynung.

Dieser behauptete: man habe ihnen diese Werkzeuge zugesteckt, damit sie sich derselben zu ihrer Flucht bedienen sollten, und er urtheilte diesmal richtiger als sein Herr.

Der Inhalt des Blatts bestätigte seine Vermuthung völlig und lautete folgendergestalt:

„Armer, unglücklicher Ritter!
„Es schmerzt mich, Euch um meinetwillen
„gequält und eingekerkert zu wissen, und
„ich

„ich hätte längst schon eure Fesseln gebro=
„chen und Euch eure Freyheit wieder ge=
„schenkt, wäre ich nicht selbst die Gefan=
„gene eines grausamen und eifersüchtigen
„Gemahls, der mir überall folgt und
„auf jede meiner Handlungen ein wachsa=
„mes Auge hat. Doch dem Himmel sey
„Dank! noch ist es Zeit Euch seiner Rache
„zu entziehen, die Ihr ganz ohne eure
„Schuld auf Euch geladen habt, noch ist
„es nicht zu spät, Euch von dem schmäh=
„ligsten Tode zu retten, den Ihr blos um
„des willen dulden solltet, weil Euch mein
„rachsüchtiger Eheherr in jener unglück=
„lichen Nacht, wo ich mit einem edeln
„jungen Ritter, (dem man mich einst mit
„Gewalt entriß,) fliehen wollte, bey eben
„dem Klausner fand, wo mich mein Ge=
„liebter der Verabredung gemäß finden
„sollte. Er hält Euch für den Räuber
„seiner Gattin, und nichts in der Welt
„ist fähig, ihm diesen irrigen Wahn zu
„benehmen, und ihn von seinem blutigen
„Entschlusse gegen Euch abzubringen.

„Ihr wäret daher unwiederbringlich „verloren, wäre ich nicht so glücklich ge„wesen, ein Mittel zu finden Euch noch „diese Nacht in Freyheit zu setzen. Alles „ist schon zu eurer Flucht bereitet, und „der Himmel, der unmöglich am Unglück „der Unschuldigen einen Gefallen haben „kann, wird sie gewiß begünstigen. Ihr „habt nichts dabey zu wagen. Entledigt „Euch nur mit der Euch zugeschickten „Feile eurer Fesseln, und verabsäumet „nicht, euren Kerkermeister heut Abend „gleich nach seinem Eintritt außer Stand „zu setzen, Euch zu verrathen. Ist dieses „geschehen, so harrt noch ruhig in eurem „Kerker bis zur Stunde der Mitternacht; „dann aber verlaßt muthig denselben und „nehmt euren Weg immer links nach der „Kapelle zu, wo Ihr an einem Baume „ein Seil befestigt finden werdet. Ver„traut Euch diesem kühnlich und Ihr „seyd frey. Reißt denn glücklich und ver„zeiht einer Unglücklichen, die Euch ohne „ihren Willen viele Leiden verursacht,

„und

„und beynahe mit in das Elend hinabge-
„zogen hat, an dessen Abgrund sie steht.“

Mathilde.

N. S.

„Noch muß ich Euch den eigentlichen „Urheber eures und meines Unglücks „kennen lehren. Es ist dieses niemand „anders als der fromme Klausner, bey „dem Ihr einspracht. Ich machte ihn, „durch den Schein seiner Gleisnerey be- „trogen, zum Vertrauten meines Geheim- „nisses, und wurde schändlich von ihm „verrathen. Er entdeckte meinem Ehe- „herrn meine Absicht zu entfliehen, und „hielt Euch für meinen Geliebten, der an „demselben Abend, wo Ihr zum Einsied- „ler kamt, mich bey ihm abholen wollte. „Er mischte einen starkwirkenden Schlaf- „trunk unter den Wein, den er Euch vor- „setzte, und überlieferte Euch dann in die „Hände meines Eheherrn, der kurz nach- „her, nachdem Ihr entschlafen waret, „Euch an den Ort, wo Ihr Euch jetzt „befindet, schaffen ließ. Von hier war

„keine Erlösung für Euch zu hoffen, und
„der morgende Tag schon dazu bestimmt,
„Euch durch einen quaalvollen Tod büßen
„zu lassen, was Ihr doch nicht verbracht.
„Aber noch scheint der Sand eurer Le-
„bensstunde nicht ausgelaufen zu seyn,
„noch warten eurer vielleicht der frohen
„und glücklichen Tage viele. Eine höhere
„Macht scheint Euch in Schutz genommen
„zu haben. Sie zeigte mir das Mittel
„an, wie ich Euch retten könnte, und
„wird gewiß alle Gefahr abwenden, die
„Euch, bis Ihr völlig in Freyheit gesetzt
„seyd, zustoßen könnte. Folgt ihrem
„Winke, und lebt glücklich!"

Ritter Heinrich war auch sogleich nach Durchlesung des Blattes fest entschlossen, sich des vorgeschlagenen Mittels zu seiner Flucht zu bedienen, und ließ sich noch in derselben Stunde von seinem Knappen mittelst der Feile die Fesseln lösen, womit seine Hände und Füße belastet waren. Er leistete hierauf seinem Knappen denselben Dienst, und beyde harr-

ten nun sehnlich auf den Besuch des Kerkermeisters.

Dieser stellte sich auch um die gewöhnliche Zeit ein, und erschrack nicht wenig, als bey seinem Eintritt die beyden Gefangenen fesselfrey über ihn herfielen. Er setzte sich zwar so gut er konnte zur Wehre; wurde aber bald überwältigt, zu Boden geworfen und mit der seidenen Schnur so kurz und fest gebunden, daß er sich nicht von dem Fleck bewegen konnte, wo man ihn hingelegt hatte.

Ein Schritt war also gethan, und man hoffte nun mit Schmerzen auf den Augenblick, wo man den zweyten und letzten thun wollte. Dieser Augenblick erschien endlich, und sogleich verließen der Ritter und sein Knappe die grause Wohnung des Elends, in der sie funfzehn Tage geschmachtet hatten. Sie nahmen genau den Weg, den man ihnen in dem erhaltenen Blatte bezeichnet hatte, und kamen glücklich hinter der Kapelle an, wo sie auch alles so fanden, wie man ihnen vorher gesagt hatte.

Sie ließen sich an dem ziemlich starken Seil in die Tiefe hinab und eilten (aus Furcht, man möchte ihre Flucht zu früh entdecken und sie verfolgen) so schnell es sich bey dem ungebahnten Wege und der Dunkelheit der Nacht thun ließ, dem vor ihnen liegenden Walde zu.

Sie erreichten ihn glücklich, und warfen sich an einem Orte, wo der Wald am dicksten war und wo sie vor allen Verfolgungen sicher zu seyn glaubten, ganz ermüdet unter eine alte Eiche nieder, deren ausgebreitete und dicht verwachsene Aeste sie vor einen etwanigen Regen zu schützen versprachen.

Die Natur forderte bald darauf von ihnen ihren Zoll, und sie entschliefen nach wenigen Minuten, erwachten auch nicht eher, als bis die Strahlen der Morgen-Sonne auf ihre Gesichter brannte.

Sie erhoben sich daher hurtig von ihrem Lager und berathschlagten sich eben darüber, wo sie sich hinwenden und wo sie in der Eil wieder Waffen und Pferde hernehmen wollten, als sie unweit von sich ein Pferdewiehern hörten. Sie sahen sich erschrocken um und glaub-

glaubten, der Ritter, dessen Gewahrsam sie eben entflohen waren, habe Nachricht von ihrer Flucht bekommen und sey ihnen nachgeeilt. Allein bey genauerer Untersuchung fand sichs, daß sie sich geirrt hatten. Es waren ihre eigene Pferde, die sie in jener Nacht verloren hatten und jetzt auf eine so wunderbare Art wieder fanden. Sie waren keine zehn Schritte hinter ihnen an einen Baum gebunden, und neben ihnen lagen nicht nur die Schwerdter des Ritters und seines Knappen, sondern auch des erstern Mantelsack.

Ritter Heinrich und sein Knappe sahen einander lange verwunderungsvoll an. Es war ihnen ein unerklärbares Räthsel, wie diese Thiere und Sachen hieher gekommen waren, und jeder von ihnen hatte seine eigene Gedanken darüber. Beyde waren jedoch darinn einstimmig, daß sie diesen Fund nicht dem bloßen Ungefähr zu verdanken hätten.

Hierauf nahmen sie von ihrem ehemaligen Eigenthume wieder Besitz, schwangen sich auf ihre Rosse und verfolgten ihren Weg weiter.

In Rom hohlte sich der Ritter zu seiner Reise den Segen des heiligen Vaters, den er auch im vollem Maaße erhielt. Hierauf reißte er weiter und schiffte sich endlich mit mehreren Rittern und Pilgern ein.

Sie hatten den günstigsten Wind und legten in einer Zeit von acht Tagen eine fast unglaubliche Anzahl Meilen zurück. Am neunten Tage aber entstand ein so heftiger Sturm, daß sie ganz von ihrer Fahrt verschlagen wurden. Ihr Schiff war drey volle Tage blos ein Spiel der wüthenden Orcane und der schaumenden Wellen, und litt in dieser Zeit so außerordentlich, daß es, hätte der Sturm nur noch vier und zwanzig Stunden gedauert, zuverläßig zu Grunde gegangen seyn würde. Aber zum Glück ließ der Sturm am Morgen des vierten Tages nach. Die Winde legten sich und das Meer wurde wieder ruhig. Alles freuete sich, dem Tode noch so glücklich entgangen zu seyn, und man stimmte eben ein Freudengeschrey darüber an, als sich in der Ferne zwey Schiffe zeigten, welche türkische Flaggen führten.

Auf einmal verstummten die fröhligen Sänger. Man besorgte, es möchten algierische Seeräuber seyn und bemerkte, als die Schiffe näher kamen, mit Schrecken, daß man sich in seiner Vermuthung nicht geirrt hatte. Die Bestürzung über diese Entdeckung war allgemein. Man hielt sich für zu schwach, solchen Feinden die Spitze bieten zu können; beschloß aber doch endlich lieber frey zu sterben, als ein Sklav der Ungläubigen zu werden.

Man machte sich daher so gut man konnte auf den Empfang der Seeräuber gefaßt und wehrte sich, als es endlich zum Gefechte kam, mit vielem Muthe und großer Entschlossenheit. Sie erlagen aber endlich doch der Uebermacht der Feinde.

Das Schiff ging über und alles was noch am Leben war, wurde in Ketten gelegt und nach Algier geschleppt, wo sie nach dasiger Landessitte auf öffentlichem Markte verkauft wurden.

Hierbey waren Ritter Heinrich und sein Knappe unter allen ihren übrigen Reisegefährten die Glücklichsten. Der Bassa hatte beyde

für sich selbst behalten, und behandelte sie mit der größten Milde. Vorzüglich gütig war er gegen unsern Ritter. Er behandelte ihn mehr als Freund denn als Sklaven, und gab sich alle Mühe ihm sein Vaterland vergessen und seine jetzige Lage angenehm zu machen. Er überhäufte ihn mit Geschenken und übertrug ihm endlich sogar das Commando über seine Landtruppen.

So schmeichelhaft dieses unserm Ritter auch war; so weigerte er sich anfangs doch die angetragene militärische Oberbefehlshaberstelle zu übernehmen. Da aber der Bassa darauf bestand und sich fast bis zum Bitten herabließ; so ließ er sich endlich doch bewegen; allein der Bassa mußte ihm dagegen versprechen, nach glücklich geendetem Feldzuge gegen den Dey von Tunis ihm und seinem Knappen die Freyheit zu schenken und sie in ihr Vaterland zurück reisen zu lassen.

Der Bassa, der von den Seeräubern des Ritters Tapferkeit so außerordentlich hatte

rüh=

rühmen hören und dem daher sehr viel daran lag, daß dieser sein Heer gegen den immer mehr eindringenden Feind anführen möchte, ging diese Bedingungen, wiewohl etwas ungern ein, und Ritter Heinrich reißte gleich den Morgen darauf zur Armee ab, mit der er bald nach seiner Ankunft einen Sieg nach dem andern über die Tunier erfocht und endlich gar den Sohn des Dey's gefangen bekam.

Hierdurch nahmen die Angelegenheiten des Bassa auf einmal eine vortheilhafte Wendung. Der Dey war nun gezwungen, Friede zu machen und mußte, wollte er seinen Sohn wieder frey haben, alle Bedingungen eingehen, die ihm der Bassa von Algier vorschrieb.

Die Armeen gingen nun wieder auseinander und der Ritter erinnerte den Bassa an sein gethanes Versprechen. Dieser war auch nicht abgeneigt, es zu erfüllen; weil es ihm aber überaus schwer einging, so bat er den Ritter, wenigstens noch einen Monat bey ihm zu bleiben.

Ob nun gleich Heinrich lieber gesehen hätte, wenn er auf der Stelle hätte abreisen können; so hielt er es doch für unbillig, dem Bassa diese geringe Bitte abzuschlagen. Er versprach also noch einen Monat zu bleiben; versicherte aber, daß er sich dann keinen Augenblick länger hier verweilen würde.

Ueber diese Erklärung des Ritters hatte der Bassa eine ungemeine Freude, und gab ihm die heiligsten Versicherungen, daß er nach Verlauf der gesetzten Zeit sich von selbst seines Versprechens wieder erinnern und alle Anstalten zu seiner Abreise treffen wolle.

Da der Ritter überzeugt war, daß der Bassa Wort halten würde; so träumte er sich schon im Geiste im gelobten Lande und von da wieder zurück bey seiner Margaretha. Allein es ereignete sich bald ein Vorfall, der ihm alle Hoffnung benahm, sein geliebtes Vaterland je wieder zu sehen.

Er war einst im Garten des Serails, über dessen Arbeiter er die Oberaufsicht hatte, und dachte in einer entlegenen Laube eben seinem Schicksale nach, als ganz unvermuthet

eine schlanke weibliche Figur zu ihm hinein trat und neben ihm Platz nahm. Sie nahm stillschweigend seine Hand und drückte sie so feurig an ihren rasch auf und niedersteigenden Busen, daß er nur zu deutlich die Absicht errieth, warum sie gekommen war. Weil er nun wußte, wie streng die Gesetze des Landes worinn er lebte, den Rechtgläubigen den Umgang mit den eingebohrnen Damen verbiethen, und zu gewissenhaft dachte, die Treue gegen seine innig geliebte Margaretha auch nur durch einen kühnen Gedanken zu verletzen; so war er über den Besuch der holden Schöne mehr betreten als erfreut.

Er that daher, als wenn er sie nicht verstände, und wollte sich von ihr los machen und die Laube verlassen. Allein die Dame, die sich nicht umsonst so vieler Gefahr ausgesetzt haben wollte, schlang ihren runden weißen Arm um seinen Nacken und drückte, eh' er sich dessen versah, einen so glühenden Kuß auf seine Lippen, daß auch der Unempfindlichste dadurch würde in Feuer gesetzt worden seyn. Allein

unser Ritter blieb kalt wie Eis, und schleuderte die feurige Schöne sehr unsanft von sich. Dann eilte er über die Zudringlichkeit dieses Weibes äußerst entrüstet aus dem Garten, verschloß sich in sein Zimmer und warf sich mißmuthig auf sein Lager.

Hier dacht' er der Gartenscene weiter nach, und bereuete nach reiflicher Ueberlegung eben, daß er die Dame nicht glimpflicher behandelt hatte, als heftig an seine Thüre geklopft wurde. Er machte sich, weil er glaubte, daß der Bassa ihn noch zu sprechen begehre, hurtig von seinem Lager auf und öffnete die Thür; gerieth aber in das höchste Erstaunen, als er statt des Verschnittenen, der ihm gewöhnlich des Bassa Befehle hinterbrachte, drey Mann von der Leibwache desselben zu sich herein treten sah, die ihm zu folgen befahlen, und in ein finsteres Gefängniß brachten. Hier hing er ungestöhrt bis tief in die Nacht seinen traurigen Gedanken nach; da er sich aber unschuldig wußte, so verfiel er bald in einen sanften und ruhigen Schlummer.

Kaum

Kaum war er eingeschlafen, so wurde er durch ein Geräusch, das sich plötzlich an der Thüre seines Gefängnisses erhob, wieder aufgeschreckt. Er richtete sich in die Höhe, und glaubte, man komme, um ihn nach dasiger Landessitte zu erdrosseln. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt seiner vermutheten Henker den Bassa zu sich herein treten sah.

Der Ritter sprang hastig von seinem Lager auf und wollte sich ihm ehrfurchtsvoll zu Füssen werfen; allein dieser ließ es nicht zu, sondern nahm ihm stillschweigend die Fesseln ab und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm folgen sollte.

Dem Ritter war das geheimnißvolle Betragen und Schweigen des Bassa ein unerklärbares Räthsel. Indeß folgte er ihm ohne Bedenken und wurde von ihm durch einen langen unterirrdischen Gang nach dem Hafen gebracht. Hier fand er nicht nur ein Schiff, das eben unter Segel gehen wollte, sondern auch seinen treuen Knappen mit seinem ganzen Gepäcke.

Er gerieth hierüber in neues Erstaunen; aber der Bassa riß ihn bald daraus. Er gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er sich einschiffen sollte, und eilte dann schnell wieder zurück.

Der Ritter folgte dem Rathe des Bassa. Er schiffte sich mit seinem Knappen ein und dankte dem Himmel, daß er ihn zum zweytenmale so wunderbar gerettet, und seiner geliebten Margaretha wieder geschenkt hatte. Er erzählte sodann seinem Knappen, was sich seit ungefähr sechs Stunden mit ihm zugetragen hatte, und erfuhr von diesem, daß die Gefahr, in der er sich befunden hatte, wirklich sehr groß gewesen sey, und daß er (der Knappe) kurz vorher, ehe sie zu einander gekommen wären, ebenfalls von dem Bassa hieher geführt worden wäre.

Sie kamen glücklich auf der Insel Candia an, als wohin das Schiff, auf welchem sie sich befanden, bestimmt war, und trafen glücklicher weise hier wieder ein anderes an, auf welchem sich mehrere teutsche Ritter befan-

fanden, die mit unserm Heinrich einerley Absicht hatten, und das blos auf günstigen Wind wartete, um seine Reise nach Palästina fortzusetzen.

Dieser günstige Wind fing auch nach wenig Tagen an zu wehen. Man lichtete sogleich die Anker, und kam in kurzer Zeit an dem bestimmten Orte an.

Ritter Heinrich säumte nicht, sich hier seiner doppelten Obliegenheit zu entladen. Er half manchen Sieg über die Ungläubigen erfechten; trug aber auch manche Wunde davon.

Als er sich lange genug mit den Saracenen herum getummelt hatte, dünkte es ihm Zeit in sein Vaterland, in die Arme der Liebe zurück zu kehren. Er machte sich daher (nachdem er vorher das heilige Grab besucht und seine dem Geiste gethane Zusage erfüllt hatte) wieder auf den Rückweg, und kam nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten wieder glücklich in Teutschland und endlich auch auf der Burg seines künftigen Schwiegervaters an.

Dieser kam ihm mit offenen Armen entgegen, und bezeugte seine Freude über seine glück-

liche Zurückkunft; allein der Ritter bemerkte bald, daß diese Freude nur erzwungen war, und daß irgend ein Kummer, welchen er ihm zu verbergen suche, an seinem Herzen nage.

Er ahndete irgend ein Unglück, und hatte kaum das Herz nach der Ursach des Grams zu fragen, der tiefe Furchen auf des alten Siegfrieds Stirne gegraben hatte. Endlich aber wagte er es doch und erfuhr: daß seine Margaretha kurz nach seiner Abreise verschwunden, und niemand wüßte, wo sie hingekommen wäre.

Diese Nachricht fiel unserm Ritter schwer aufs Herz. Er war über den Verlust seiner Geliebten untröstlich und schwur bey seiner ritterlichen Ehre nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er sie wieder gefunden und sie in seine Arme geschlossen hätte. Er machte sich, diesem Entschluß zufolge, auch sogleich auf den Weg, durchstreifte halb Teutschland, sprach in allen Burgen und Schlössern ein; fand aber nirgend eine Spur von Margarethen und ihrem Entführer.

Nun wurde ihm das Leben zur Last. Er floh die menschliche Gesellschaft, und faßte endlich den Entschluß, der Welt und allen ihren Freuden auf immer zu entsagen, und die übrigen kummervollen Tage seines Lebens in einem Kloster zuzubringen. Der alte Siegfried suchte ihm zwar diese Grille auszureden; allein umsonst. Heinrich blieb bey seinem gefaßten Entschlusse, vertauschte seine stählerne Rüstung mit einer Kutte, und legte bald darauf in einem Kloster zu Erfurt das dreyfache Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab.

Er führte ein sehr exemplarisches Leben; lernte aber bald einsehen, daß das Kloster eben nicht der privative Wohnsitz ächter Gottesfurcht sey. Seine Herren Confratres trieben allerley Possen und Ränke, die er nicht mit ihrem Confeß zusammenräumen konnte, und führten ein solch ärgerliches Leben, daß unser Heinrich seinen Unwillen oft darüber zu erkennen gab.

Unter allen aber zeichnete sich der Guardian am meisten durch seine Zügellosigkeit aus.

Er wurde beynah den ganzen Tag nicht nüchtern und kam oft Wochenlang nicht ins Kloster. Er besuchte alle Zechgelage der benachbarten Ritter, Klöster und Weltgeistlichen, und ließ sich sehr angelegen seyn, die Weiber und Töchter seiner gastfreyen Wirthe zu verführen. Alle Mönche wußten, in welcher Vertraulichkeit er mit der Aebtißin des Urselinerklosters lebte, und einige wollten sogar behaupten, sie mache zuweilen auch die Kupplerin. „Noch jetzt,“ sagte einer der Mönche, als dieses Gespräch einst wieder auf sie kam: „hat sie ein junges Mädchen von edler Geburt unter ihrem Beschluß, in das unser dicker Guardian ganz unsterblich verliebt ist. Er hat sie mit List in sein Netz gelockt; hat aber, ob er sie gleich schon anderthalb Jahre in seiner Gewalt hat, doch noch nicht den mindesten Vortheil über sie erhalten können.“

Heinrich. Hat man nicht erfahren können, wer sie ist?

Mönch. Nein. — Aber so viel ich weiß, ist sie die Geliebte eines Ritters, der jetzt im gelobten Lande ist.

Hein-

Heinrich. Und der den Guardian gewiß züchtigen wird wie er's verdient, wenn er dessen Schandthat erfährt.

Mönch. Ja, wenn! — aber davor ist gesorgt. Der Guardian ist schlau! Er hat sich, um sie in seine Gewalt zu bekommen, gewiß solcher Mittel bedient, daß man ihm schlechterdings nicht auf die Spur kommen kann.

Heinrich. O die Fügungen des Schicksals sind manchmal wunderlich! — Aber warum sucht der Guardian nicht durch Gewalt zu erlangen, was man ihm in Güte versagt?

Mönch. Das ist mir selbst unbegreiflich. Aber wetten wollt' ich, daß er nicht mehr so lange vergeblich seufzt, als er schon gethan hat. —

Hier wurde das Gespräch durch die Ankunft des Guardians unterbrochen. Er kam eben aus dem Urselinerkloster und sah so verstöhrt und griesgrämig aus, daß man auf den ersten Blick errieth, es müsse ihm etwas Unangenehmes begegnet seyn. Er aß und trank

bey Tische wenig und begab sich heute ungleich früher auf seine Zelle, als gewöhnlich.

Unser Heinrich konnte die ganze Nacht kein Auge zu thun. Die Mähr seines Confraters hatte ihm den Kopf ganz wirrisch gemacht. Er glaubte nichts gewisser, als daß das Mädchen von edler Geburt, das der Guardian durch List in sein Netz gelockt hatte, seine Margaretha sey, und schwur, sie, was es auch kosten sollte, seinen Händen zu entreißen, und sich sodann auf das Nachdrücklichste an ihm zu rächen. Er machte Plane über Plane seinen doppelten Entzweck auf das schleunigste zu erreichen; aber alle waren entweder zu weit aussehend oder mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft. Sie wurden daher eben so schnell wieder verworfen, als sie entworfen worden waren. Heinrich sah also nirgends einen Ausweg und grollte eben mit seinem unglücklichen Schicksal, als ein Mönch in seine Zelle trat und ihm andeutete, daß ihn der Guardian zu sprechen verlange.

Er begab sich, äusserst neugierig zu wissen, was dieser ihm wohl zu sagen haben möchte, sogleich zu ihm, und fand ihn weit freundlicher als den Abend zuvor.

Er ergriff Heinrichen (der im ganzen Kloster blos als Bruder Veit bekannt war) gleich bey seinem Eintritte freundlich bey der Hand und bat ihn, sich neben ihm nieder zu setzen. Heinrich, der nur zu gut merkte, daß der Guardian geheime Absichten haben müsse, mit ihm so vertraulich und freundschaftlich zu thun, gehorchte, und ließ sich nicht im mindesten merken, daß er gegen den Guardian Verdacht und Arges im Sinne habe. Er verbarg seinen Groll so gut er konnte und lauschte mit gespannter Neugierde, auf das, was der Guardian vorbringen würde.

„Pater Veit," hub dieser nach einer kleinen Pause an: „Ihr seyd ein kluger und verständiger Mann, davon bin ich überzeugt. Allein es giebt Tugenden, die dem Manne eben so viel Ehre machen und die oft noch weit nützlicher sind, als die Klugheit."

Heinrich. Und welche wären die?

Guardian. O, es giebt deren sehr viele! Vorzüglich aber gehört hieher die Verschwiegenheit. Es ist eine von den Haupttugenden, deren sich ein Mensch befleißigen sollte, und wer sie hat, wird darob überall geschätzt und geliebt.

Heinrich. Allerdings. Aber ich seh nicht, was Ihr damit sagen wollt? Ihr haltet mich doch nicht für einen so elenden Wicht, der kein Geheimniß über Nacht in seinem Herzen beherbergen kann?

Guardian. Das nicht! Aber ich habe doch noch keine Probe vom Gegentheil.

Heinrich. Ist das meine Schuld? Warum habt Ihr mich nicht schon längst von dieser Seite erprobt?

Guardian. Weil sich noch keine Gelegenheit dazu darbot. Allein jetzt ist sie da; jetzt will ich sehen, ob ich mich in Euch geirrt habe. — Eh' ich Euch aber zum Vertrauten meines Geheimnisses mache, müßt Ihr das Nachtmahl darauf nehmen, daß Ihr niemand entdecken wollt, was ich Euch mittheilen will.

Hein-

LB Coburg

Heinrich that, was der Guardian von ihm verlangt hatte, und dieser trug nun nicht das mindeste Bedenken mehr, sich ihm anzuvertrauen.

„Daß ich nicht zum Klosterleben geschaffen bin,“ hub er an: „brauch ich Euch wohl nicht erst weitläuftig zu beweisen. Mein Herz hängt viel zu sehr an den Eitelkeiten der Welt, als daß ich an der traurigen Einförmigkeit und Einsamkeit Geschmack finden könnte, und mein warmes Blut verträgt sich nicht mit dem Gelübde, das ich, als der jüngste meiner Brüder, abzulegen gezwungen war. Das Brevier ist unfähig mein Herz gegen die Reize des andern Geschlechts unempfindlich zu machen, und diese Kutte ein sehr schwacher Damm gegen den Strom meiner Leidenschaften. Ich bin daher sehr oft von ihm zu Thorheiten hingerissen worden, welche die Welt den Layen gern verzeiht, uns Mönchen aber die wir doch mit ihnen aus einem Stoffe geschaffen und geformt sind, zur Sünde anrechnet, und ich müßte es lügen, wenn ich je über ein so süßes Ver-

brechen gegen mein Gelübde Reue empfunden hätte. Ich denke vielmehr mit Entzücken an die seligen Stunden zurück, wo ich in den Armen eines rosigten Mädchens oder eines schmucken Weibes meines Gelübdes vergaß, und bin noch bis diese Stunde nirgend lieber, als wo ein liebevolles Mädchenauge strahlt."

„Das sey genug zur Einleitung. — Nun hört, warum ich Euch eigentlich rufen ließ. Es mögen ohngefähr siebenzehn Monate seyn, daß ich auf Conrad von Meckfelds Hochzeit eine schmucke Dirne kennen lernte; deren holdes blaues Auge mein Herz tief verwundete. Da ich nun von jeher nicht gewohnt war, meinem Herzen einen Wunsch zu versagen, und im voraus sah, daß ich als Mönch bey der Dirne schwerlich meine Absicht erreichen würde: so war seit der Zeit mein einziges Bestreben, sie durch List oder Gewalt in meine Hände zu bekommen."

„Letztres gelang mir auch. Einer meiner Vertrauten hatte auskundschaftet, daß schon

erwähn-

erwähntes Fräulein alle Abende in der Dämmerung in den nicht weit von der Burg ihres Vaters gelegenen Walde zu lustwandeln pflegte, und versprach, sie gegen ein gutes Trinkgeld, mir in die Hände zu liefern."

„Ich ging den Vorschlag mit Freuden ein, und hatte das Vergnügen noch vor Verlauf von acht Tagen die Schöne, deren zauberisches Bild mir immer vor den Augen schwebte, in meiner Gewalt zu sehen. Ich ließ sie ins Urselinerkloster bringen, dessen Aebtißin eine — weitläuftige Verwandtin von mir und mir wegen gewisser Gefälligkeiten, die ich ihr erzeige, sehr ergeben ist, besuchte sie täglich, und ließ kein Mittel unversucht, die Gewährung meines höchsten Wunsches von ihr zu erhalten. Allein meine Mühe war immer vergeblich. Die eigensinnige Dirne blieb standhaft bey ihrem Entschlusse, lieber zu sterben, als nur durch einen Gedanken die Treue zu brechen, die sie ihrem Heinrich geschworen hatte." —

Heinrich. (einfallend) Ihrem Heinrich?

Guardian. Ja, so heißt der junge Ritter, mit dem sie, wie sie sagt, verlobt ist, und auf dessen Zurückkunft aus dem gelobten Lande sie so schmerzlich hofft. — Aber warum fragt Ihr so angelegentlich? Kennt Ihr den Ritter?

Heinrich. Wenn es Heinrich von Tiefurt ist, der Euch euren Sieg über eure Geliebte so erschwert; so kenn' ich ihn sehr wohl. Ich war sein Knappe, begleitete ihn ins heilige Land und war Zeuge seines Todes.

Guardian. Wie? der Verlobte meiner holden Margaretha wäre todt?

Heinrich. So ists. Er starb vor den Mauern von Ptohomais, und sein Verlust ging mir so zu Herzen, daß ich gleich nach meiner Ankunft in meinem Vaterlande das Kloster zu meinem künftigen Aufenthalt wählte.

Guardian. (bey Seite) Vortreflich! (laut) Gab Euch der Ritter bey seinem Verscheiden keinen Auftrag an seine Margaretha?

Heinrich. (sich besinnend) Allerdings. — „Veit," sagte er, als er mit Wunden bedeckt zu Boden sank: „Veit, mein Ende ist da. Ich werde mein Vaterland nie wieder sehen,

sehen, und bin nicht so glücklich meiner Margaretha selbst das ewige Lebewohl zu sagen. Thu Du es an meiner Statt. Sag ihr, ich wäre mit Vergnügen gestorben, weil sie der Preis gewesen sey, um den ich gefochten, und gieb ihr zum Zeichen meines Todes diese Locke zurück, die sie mir beym Abschiede schenkte." — Kaum hatte er dies gesagt, kaum mir diese Locke gegeben (zeigt dem Guardian Margarethens Haarlocke) so verschied er. Ich bestattete seinen Körper zur Erde, reißte eilig in mein Vaterland zurück, und fand die Verlobte meines Herrn verschwunden. Ich konnte mich daher bis jetzt meines Versprechens nicht entledigen. Allein nun ich weiß wo sie ist, wünscht' ich doch mich der traurigen Pflicht sobald als möglich entladen zu können. Laßt mich daher zu ihr, laßt mich ihr selbst die Bothschaft von ihres Gesponsen Tode überbringen, und ich bürge mit meinem Kopf, diese Nachricht macht sie nachgiebiger, als all euer Bitten und all euer Drohen. Denn bis jetzt steift sie sich noch immer auf meines Herrn Zurückkunft, bis jetzt hofft sie noch immer von ihm aus ihrem

rem Kerker befreyt zu werden; schwindet aber auch diese Hoffnung, denn seyd Ihr eurem Endzwecke nahe.

Guardian. (nach einigem Bedenken) Es sey! Aber weh Euch, wenn Ihr mein Vertrauen mißbraucht! — (Nachdem er einen Brief geschrieben, den er ihm reicht) Hier, gebt dieses Papier der Aebtißin, und sie wird Euch ohne Bedenken zu der Gefangenen führen.

Heinrich dankte dem Guardian vor seine Güte und begab sich mit frohem Herzen ins Urselinerkloster.

Die Aebtißin wollte Anfangs von keinem Fräulein wissen, das man hier gefangen hielt, allein kaum hatte sie des Guardians Brief gelesen, so änderte sie mit einemmale die Sprache und führte den erwartungsvollen Heinrich selbst durch eine geheime Fallthüre über einen langen unterirrdischen Gang zu ihr.

Margaretha saß traurig an einem elenden Tische ganz in sich selbst gekehrt und fuhr beym Eintritte Heinrichs wie aus einem tiefen Schlafe geschreckt auf. Wahrscheinlich würde ihre Freude über die plötzliche Erscheinung ih-

res vielgeliebten Heinrichs den ganzen Plan vereitelt haben, den sich letzterer entworfen hatte, hätte ihr nicht eben diese Freude eine Art von Betäubung verursacht.

Heinrich, der sich nicht weniger Gewalt anthun mußte, die Gefühle zu unterdrücken, die sich bey dem Anblick seiner wieder gefundenen und leidenden Margaretha in ihm regten, benutzte diese Betäubung aufs beste. Er gab ihr, ohne daß es die Aebtißin merkte, einen Wink, und erzählte ihr sodann (um auch die Aebtißin zu täuschen) die Mähr von ihres Geliebten Tode, ganz so, wie er sie dem Guardian erzählt hatte. Beym Schluß derselben überreichte er ihr zu mehrer Täuschung die von ihr beym Abschied erhaltene Locke; war aber schlau genug, sie wieder für sich zurück zu erbitten, damit er, wie er sagte, doch wenigstens etwas habe, dessen Anblick ihn an seinen verblichenen Herrn erinnern könnte, oder, wie es sich eigentlich verhielt, damit er sich von diesem ihm so werthen Geschenk nicht zu trennen brauchte.

Mar-

Margaretha, die nun wohl merkte, wo das alles hinaus wollte, und einsahe, daß, wollte sie nicht alles verderben, und aus den Händen des unzüchtigen Guardians befreyt seyn, sie ihre Zuflucht zur Verstellung nehmen müsse, benahm sich zu Heinrichs Zufriedenheit so klug, daß die Aebtißin auch nicht das mindeste von dem Betrug merkte, den beyde ihr und dem Guardian spielten. Margaretha wußte ihre Freude über die glückliche Zurückkunft ihres geliebten Heinrichs und über ihre nahe Erlösung meisterhaft zu verbergen, und heuchelte über den erdichteten Tod ihres lebendig vor ihr stehenden Geliebten die höchste Traurigkeit mit so viel Natur und Wahrheit, daß die betrogene Aebtißin selbst mit ihr Mitleid hatte und sie in ihrem scheinbaren Elend aufzurichten suchte.

Heinrich, dem, wie leicht zu erachten, seine Bitte im Betreff der Locke nicht abgeschlagen wurde, war vollkommen mit dem Benehmen seiner geliebten Margaretha zufrieden. Er hoffte, da er nun ihren Auffenthalt wußte

und sie von seinem Leben und Daseyn augenscheinlich überzeugt hatte, nun bald auch Mittel und Wege zu finden, sie dem unzüchtigen Guardian zu entreissen und in die Arme ihres bekümmerten Vaters zurück zu führen. Hierauf begab er sich, nachdem er seiner Geliebten vorher unvermerkt ein kleines Stück zusammengerolltes Pergament in die Hand geschoben hatte, das sie mit seinem Plane bekannt machte, froh und heiter wieder zurück ins Kloster.

Er erzählte dem Guardian, der sehnlich auf seine Zurückkunft geharrt hatte, umständlich, wie sich das eingesperrte Fräulein bey der Nachricht von dem Tode ihres Geliebten benommen habe, und vergaß nicht hie und da etwas hinzuzusetzen, das dem Guardian zur endlichen Erfüllung seines süßesten Wunsches Hoffnung machte. Er versicherte ihn, daß nunmehr die Bahn zu seinem Glück gebrochen sey, und suchte ihm tausend Scheingründe einleuchtend zu machen, daß sich die schöne Margaretha, wenn sich ihr Schmerz erst ge-

mildert, weit gefälliger gegen ihn betragen würde.

„Aber freylich,“ fuhr er bedächtig fort: „müßt Ihr sie bis zu diesem entscheidenden Zeitpunkte ganz sich selbst überlassen, und auch dann, wenn ihre Thränen um den Tod ihres Geliebten zu versiegen anfangen, und sie sich gegen Euch freundlicher und gefälliger zeigt, müßt Ihr nicht mit einemmal ihr so stark zusetzen, sondern sie nach und nach durch Liebe zu gewinnen suchen. Sie wird eure Gegenwart ertragen lernen, und zuletzt, wenn sie sieht, mit welcher Aufopferung Ihr ihrem Eigensinn nachgebt, nicht mehr zittern wenn Ihr kommt, und nicht mehr seufzen wenn Ihr geht. Dann ist die glückliche Stunde, nach der Ihr so lange vergeblich geseufzt habt, Euch nahe, und der schöne Sieg über ihre Unschuld Euch gewiß.“

So schlau der Guardian auch sonst war, so ließ er sich doch diesmal überlisten. Er setzte nicht das mindeste Mißtrauen in Heinrichs

richs Worte, und gelobte feyerlichst sich zu gedulden und das Fräulein wenigstens acht Tage ganz sich selbst zu überlassen.

Heinrich mußte alle Mühe anwenden, um seine Freude über des Guardians Vorsatz zu verbergen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er während der Zeit, wo der verliebte Guardian seine Besuche bey der schönen Margaretha einzustellen versprach, Gelegenheit finden würde, seinen großen Plan auszuführen, und hielt im Taumel der Leidenschaft und des Entzückens sein Unternehmen gewiß nicht für so wichtig und gefahrvoll, als es in der That war. Allein bey der Ausführung seines Vorsatzes fand er eine unendliche Menge Schwierigkeiten zu besiegen; aber dennoch ließ er sich nicht abschrecken. Er achtete weder Mühe noch Gefahr, und brachte es durch sein unermüdetes Bestreben so weit, daß er mit Fug und Recht seinen Entzweck zu erreichen hoffen konnte.

Allein der Himmel weis wie es zuging, daß der Guardian gerade an dem Abend, wo

Heinrich mit Hülfe des von ihm bestochenen Klosterpförtners seine Margaretha befreyen wollte, auf den Einfall kam zu sehen, wie sich der Abgott seines Herzens jetzt befinde, und ob er wirklich seinem Glück so nahe sey, als er sich bisher geschmeichelt hatte. Kurz, er ertappte unsern Heinrich auf der That, und würde ihn ohnfehlbar seiner Rache aufgeopfert haben, hätte ihm dieser in der Verzweiflung nicht einen Dolch in die Brust gestoßen, und auf diese Art seinen Schandthaten ein Ende gemacht.

Allein durch diese That hatte Heinrich seine Lage gar sehr verschlimmert. Denn die Aebtißin, die den Guardian mit dem Lichte in der Hand zu dem Fräulein hatte begleiten wollen und seine Ermordung doch nicht ungeahndet hingehen lassen konnte, zog durch ihr Geschrey das ganze Kloster herbey. Sie ließ Heinrichen fest nehmen, die ohnmächtige Margaretha vor seinen Augen wieder in ihr kaum verlassenes Gefängniß einsperren, und ihm selbst ein noch gräßlicheres anweisen.

Hier hatte Heinrich Zeit genug, über sein trauriges Schicksal nachzudenken. Er war

bey

bey sich fest überzeugt, daß er nun schwerlich das Tageslicht wieder erblicken würde, und bereuete nun tausendmal, daß er zu rasch verfahren und dem alten Ritter Siegfried (den er mit seiner Margaretha hatte angenehm überraschen wollen) nicht vorher den Aufenthalt seiner Tochter gemeldet hatte. Jetzt sah er ein, wie sehr er sich und der unglücklichen Margaretha dadurch geschadet, daß er sein Unternehmen für so leicht angesehen, sich selbst zu viel zugetraut, und nicht auch darauf gedacht hatte, daß sein Plan mißglücken könnte. Da er aber auch wußte, daß seine schmerzliche Reue darüber zu spät käme, die weder seinen noch der armen Margaretha Zustand nur um einen Grad verbessern könne; so gewährte ihm der Gedanke, daß der Guardian todt und Margaretha mithin vor seinen Nachstellungen sicher sey, sehr viel Beruhigung in seinem Elende. Er gab noch nicht ganz die Hoffnung auf, dem Tode zu entgehen und schmeichelte sich, an der Seite seiner geliebten Margaretha noch viele wonnevolle Tage zu verleben.

Unterdessen verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß sich seine Lage verbessert oder verschlimmert hätte. Man versah ihn täglich mit elendem Brod und Wasser und schien sich im Uebrigen ganz nicht um ihn zu bekümmern. Er vermuthete daher, man möchte ihn wohl nicht zum Tode, sondern blos zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt haben; und er irrte sich nicht.

Die Aebtißin, die eben keine große Freundin vom Umbringen junger Männer war; die aber doch auch die Ermordung ihres wohlgenährten — Beichtigers nicht ungerochen hingehen lassen wollte, hatte ihm wirklich bey sich ewige Gefangenschaft zugedacht, und würde auch vielleicht ihrem Vorsatze treu geblieben seyn, wenn nicht die Vorsicht besonders über unsern Ritter und sein Feinliebchen gewacht und ihnen in Kasparn einen mittelbaren Retter geschickt hätte.

Dieser, der seit seines Herrn Klostergelübde bey dem alten Ritter Siegfried geblieben

war, erfuhr das Schicksal seines Herrn, und wußte lange nicht, wie er ihn aus seinem Kerker befreyen sollte. Er hielt sich acht volle Tage zu Erpesford (Erfurt) auf, und schlich zu allen Stunden des Tages um das Kloster herum, worinn er seinen ehemaligen Herrn gefangen wußte; würde aber doch unverrichteter Sache wieder haben zurückkehren müssen, wenn ihm nicht eines Abends ein Pilger begegnet wäre, der ihm sein Geheimniß abgelockt hätte. Denn kaum hatte dieser die Ursach seiner nächtlichen Wanderung vernommen, so nahm er ihn stillschweigend bey der Hand, führte ihn durch einen unterirdischen Gang hinaus vor die Stadt, stellte ihn auf einen Kreuzweg und befahl ihm, hier so lange zu warten bis zwey vermummte Ritter kommen und ihn hier abholen würden.

Kaspar gehorchte dem Befehle des Pilgers, in dessen Gesicht er das Siegel der Redlichkeit ganz deutlich abgedruckt zu finden glaubte, pünktlich; mußte aber zwey volle Stunden harren, ehe sich die vermummten Ritter einfanden.

Bey ihrer Ankunft fragten sie ihn, ob er der Knappe sey, dessen Herr in unverdienten Banden schmachte? Nachdem Kaspar dies bejahet hatte, so verbanden sie ihm die Augen und führten ihn sodann mit sich fort.

Als man ihm die Binde wieder abnahm, befand er sich in einer sparsam erleuchteten Höhle, die ganz mit vermummten Rittern angefüllt war, und in deren Mitte ein Altar errichtet war, worauf ein Kruzifix stand, und ein Todtenkopf, ein Schwerdt und ein Weidenstab lagen.

Kaspar schloß aus allen Umständen, daß er sich in der Versammlung der Vehmrichter befände; und erfuhr bald, daß er sich nicht geirrt hatte. Der vornehmste von den versammleten Richtern, oder der sogenannte Freygraf trat jetzt hervor und fragte ihn, (nachdem er ihm vorher gesagt hatte, daß er sich vor dem Vehmgerichte befände) was ihm von Ritter Heinrichs von Tiefurt Schicksal kund sey, und ob er, falls seine Anklage falsch sey,

sich der Strafe des Verraths und der Lüge unterwerfen wolle?

Als Kaspar das Erstere gethan, und das Letztere beschworen hatte, schlug der Freygraf dreymal mit einem Dolche auf den Altar und befahl denen auf dieses Zeichen erschienenen Freyfrohnen, ihn bis auf weitere Befehle in Verwahrung zu bringen.

Dies geschah. Kaspar wurde mit verbundenen Augen in ein Gefängniß geführt und mußte so lange darinn bleiben, bis einer von den heimlichen Richtern, den das Loos getroffen hatte, die Sache genauer untersucht und seine Aussage richtig befunden hatte. Dann wurde er nach abgelegtem Eide, nichts von dem was er gesehen und gehört zu entdecken, entlassen, und mit verbundenen Augen wieder auf den Kreuzweg geführt, wo ihn die Vermummten gefunden hatten. Als man ihm hier die Binde wieder von den Augen genommen hatte, gab ihm einer der Vermummten, die ihn hieher gebracht hatten, ein zusammengerolltes

Stück Pergament, woran ein großes Wachs-
siegel hing, befahl ihm, im Namen des heim-
lichen Gerichts dieses der Aebtißin des Urse-
linerklosters einzuhändigen, und eilte dann
schnell davon.

Gern hätte Kaspar den Innhalt des Per-
gaments wissen mögen; allein die Dunkelheit
und seine Unkunde im Schreiben und Lesen
machten ihm dies ganz unmöglich. Indeß er-
rieth er ihn leicht aus dem Erfolg. Denn
kaum hatte er das erhaltene Pergament an die
Aebtißin abgeliefert; so erblaßte diese, und be-
fahl sogleich den vermeintlichen Pater Veit
und die schöne Margaretha ihres Gefängnisses
zu entlassen und zu ihr zu führen.

Sie war, als beyde ganz erstaunt über
die schnelle Veränderung ihres Geschicks vor
ihr erschienen, außerordentlich freundlich und
leutselig gegen sie und bat sie mit Thränen in
den Augen, daß sie ihr alles an ihnen began-
gene Unrecht großmüthig verzeihen möchten.

Ritter Heinrich und seine Geliebte, die
schon zufrieden waren, daß sie einander wie-
der geschenkt wurden, verziehen ihr auch von
Her-

Herzen. Sie verließen das Kloster und eilten in die Arme des alten Ritter Siegfrieds.

Diesem hätte die Freude über die unvermuthete Wiederkunft seiner geliebten Kinder beynahe das Leben gekostet. Er brauchte viel Zeit, sich von seinem Staunen zu erhohlen und lebte in der Folge wieder neu auf.

Ritter Heinrich legte jetzt die Kutte wieder ab, und führte bald darauf seine Geliebte mit frohem Jubel seines Herzens zum Altare. Die ganze benachbarte Ritterschaft wohnte diesem frohen Feste bey, und eine allgemeine Freude verbreitete sich dabey über die fröhligen Zecher und muntern Tänzer.

Man blieb zusammen bis um Mitternacht; dann aber schlich ein Ritter nach dem andern wohlbezecht davon. Hierauf verfügte sich unser Ritter mit seiner Braut in das Brautgemach, und wollte eben sich ganz dem süßen Gefühl seines Herzens überlassen, als plötzlich die wohlverschlossene Kammerthür aufrauschte und eben die männliche Gestalt hereintrat mit welcher unser Ritter in der Kapelle

 des

des Bergschlosses die bekannte Unterredung gehabt hatte.

Sie nahete sich langsam und feyerlich dem Bette, in welchem Heinrich mit seiner Geliebten lag, blieb wenige Schritte davon stehen und redete dann folgendergestalt unsern Ritter an:

„Wer ich bin, weißt Du, und warum „ich komme, wirst Du vielleicht errathen. „Du hast deine Zusage redlich gehalten, „hast meine Seele gerettet von den schmerzhaften Quaalen des Fegfeuers, und darum komm ich, Dir dafür zu danken. Um „Dich aber auch zugleich zu überzeugen, „daß meine Dankbarkeit nicht in bloßen „Worten besteht, so wisse, daß ich es war, „der Dir zu drey verschiedenen malen das „Leben rettete. Ohne mich hättest Du „Palästina nicht zu sehen bekommen, ohne „meinen Beystand wärst Du dem Scheiterhaufen, wärst Du einem ewigen Gefängnisse nicht entgangen. Ich war es, „welcher der Gemahlin des eifersüchtigen „Ritters, der Dich seiner blinden Eifer-

„sucht

„sucht aufopfern wollte des Nachts — sie „glaubte im Traume — erschien, und „ihr das Mittel anzeigte Dich zu retten. „Mir hast Du es zu verdanken, daß Du „dein Pferd und Reisegepäck in jenem „Walde wiederfandest, wo Du deine Ruhe „hieltest. Ich selbst führte Dich in der „Gestalt des Bassa von Algier aus dem „Gefängniß; ich selbst machte das Vehm- „gericht zu Richtern deiner gerechten Ra- „che. — So viel ich aber auch für Dich „gethan habe; so ist es doch noch viel „zu wenig in Verhältniß gegen das, was „Du an mir thatest. Ich bin seit dem „Augenblick, wo Du am Grabe des Hei- „lands Dich deines Versprechen entludest, „frey von den Quaalen des Fegfeuers, „bin nicht mehr gezwungen in der Woh- „nung meiner Väter zur Nachtzeit umher „zu spucken und durch Auftritte, derglei- „chen Du einen sahest, Dinge, die ich „so gern vergessen möchte, immer ins Ge- „dächtniß zurück zu rufen. Ich walle be- „reits in der Vorhalle der Seligen, und

„werde

„werde vielleicht bald den Grad von Voll„kommenheit erreichen, den sie bereits er„langt haben. — Nimm daher nochmals „meinen Dank und sey versichert, daß der, „zu dessen Anschaun ich bald zu gelangen „hoffe, Dir reichlich vergelten wird, was „ich Dir nicht vergelten kann. Und nun „leb wohl — leb glücklich! Jenseits des „Grabes sehen wir uns wieder.“ —

Der Geist verschwand und Ritter Heinrich und die sich dicht an ihn schmiegende Margaretha sanken hierauf einander wonnetrunken in die Arme. Der Gott der Liebe wiegte sie bald in einen angenehmen Schlaf und streute reichlich Blumen auf den Pfad, den sie Arm in Arm geschlungen durch das Leben wallten.

Der Löwe.

Eine Zaubergeschichte.

Vor uralten Zeiten, da die Thiere noch reden konnten und die Zauberey noch sehr im Schwunge war, reißte einmal ein junger Mensch auf gut Glück, und kam in einen großen und weitläuftigen Wald. Es war gerade Mittag und die Sonne stach so gewaltig heiß, daß es dem jungen Menschen ganz unmöglich fiel, seinen Stab weiter zu setzen. Er sah sich daher nach einem Ruheplatz um, und erblickte wenige Schritte von sich einen großen Baum. Er eilte darauf zu, warf sich müde vom Gehen und der brennenden Sonnenhitze, unter denselben und wollte eben einschlafen, als ein ziemlich großer Windhund auf ihn zugelaufen kam und ihn so anredete:

„Der König, mein Herr, läßt Dir sagen, Du möchtest doch so gut seyn und mir in jene Höle folgen.“

Rech-

Recht gern! versetzte der junge Mensch, raffte sich auf und wanderte, weil er sich gar nichts böses versah, ganz wohlgemuth mit dem Hunde der Höle zu. Aber Himmel! wie erschrack er nicht, als er bey seinem Eintritt in dieselbe, statt eines wirklichen Königs, den er zu finden vermuthet hatte, eine ganze Menge wilder Thiere erblickte, die sich um einen todten Hirsch versammlet hatten.

„Fürchte Dich nicht," sagte der Löwe zu ihm, als er ihn erblassen und am ganzen Leibe, wie ein Espenlaub zittern sah: „es soll Dir kein Leids geschehen. Ich habe Dich nur rufen lassen, daß Du uns den Hirsch hier theilen sollst." — Der junge Mensch war wie neu gebohren, als er den Löwen so freundlich und leutselig sprechen hörte. Er zog unverzüglich sein Jagdmesser und machte sich frisch über den Hirsch her.

„Hier," sagte er zum Löwen, indem er ihm die eine abgehauene Keule gab: „Du frißt gern viel. — Auch Du hast einen unverbesser-

lichen

lichen Appetit," sagte er zum Bären, und gab ihm die andre Keule. Dem Adler gab er die Rippen, weil dieser, wie er sagte, mit seinem spitzen Schnabel das Fleisch gut heraushacken könnte. Der Hund erhielt die Läufte, weil er sie bequem in der Schnautze forttragen, und der Ameise ward der Kopf zu Theil, weil sie ihn recht durchwühlen könnte.

Als er mit der Theilung völlig fertig war, steckte er sein Jagdmesser wieder in die Scheide und machte, daß er von diesem fürchterlichen Orte weg kam. Er lief, was er nur laufen konnte, um aus dem Walde zu kommen, ehe die Thiere die ihnen zugetheilte Portion aufgezehrt hätten. Er hatte aber noch nicht die Hälfte des Wegs, den er noch vor sich hatte, zurückgelegt, als er, (da er sich von ungefähr umsah,) eben den Hund hinter sich gewahr wurde, der ihn kurz zuvor in seiner Ruh gestört und in eben erwähnte Höle geführt hatte, um dort die Küchenmeisterstelle des Königs der Thiere zu vertreten.

„O weh!" sagte er bey sich selbst: „nun ist's um mich geschehen. Den Hirsch haben

sie verzehrt, nun wird es auch über mich hergehen sollen." — Während er so mit sich selbst sprach, hatte ihn der Windhund eingehohlt. „Halt!" rief ihm dieser zu — denn der junge Mensch that nicht, als wenn er ihn gesehen hätte, und lief immer nach dem Ausgange des Waldes zu — „Du mußt wieder mit mir umkehren."

Und warum das? fragte der junge Mensch ängstlich: ich habe Euch ja eure Beute getheilt, was verlangt Ihr denn noch von mir?

„Das wirst Du schon erfahren; jetzt komm nur!" erwiederte der Hund.

Der junge Mensch sah wohl, daß da kein Weigern helfen würde. Er schöpfte sich also ein Herz und kehrte wieder mit um. Als er in der Höle anlangte, redete ihn der Löwe folgendergestalt an:

„Du glaubst vielleicht, wir hätten Dich zurück hohlen lassen, um Dir mit dem Hirsch, den Du so geschickt zerlegt und mit Einsicht vertheilt hast, gleiches Schicksal wiederfahren zu lassen? Aber Du irrst Dich. So viel böses man auch von uns sagt, so soll man uns

doch

doch keine Undankbarkeit vorzuwerfen haben. — Du hast uns, fuhr der Löwe nach einer kleinen Pause fort, vorhin die Gefälligkeit erzeigt und einen Hirsch zerlegt; aber wir haben vergessen, uns deshalb bey Dir zu bedanken. Um nun unser Versehen wieder gut zu machen, ließen wir Dich zurück rufen."

„Hier," fuhr der Löwe fort, indem er sich ein Büschel Haare ausriß und sie dem jungen Menschen überreichte, „wenn Du diese Haare in der Hand reibst und dabey an mich denkst, wirst Du in einen Löwen verwandelt und eben so stark als ich werden. Verlangst Du aber deine vorige Gestalt wieder, so darfst Du es nur wünschen, und es wird geschehen. — Der Bär gab ihm ein dergleichen Büschel mit der Versicherung, daß, wenn er eben so damit verführe, wie es ihm der Löwe vorgeschrieben habe, er seine Gestalt und Stärke bekommen würde. Das Geschenk des Hundes, das ebenfalls in einigen von seinen Haaren bestand, sollte ihm, nach einer gleichen Behandlung, des Schenkers Gestalt und Ge-

 schwin-

schwindigkeit im Laufen geben, die Federn aber, die er vom Adler erhielt, ihn in den Stand setzen, sich, als ein Schrecken der Vögel, in einem Elemente zu zeigen, das nur befiederten Thieren zu ihrem Aufenthalte bestimmt ist. Endlich kam die Reihe auch an die Ameise. „Ach,“ sagte diese, „ich bin ein kleines Thierchen, und kann Dir also nicht viel geben. Damit Du aber siehst, daß mir der gute Wille nicht fehlt, dankbar zu seyn, so reiß Dir hier von meinem Bauche ein paar Härchen aus. Die Gabe, sich zur Ameise zu machen, deren Besitz diese wenigen Haare in sich schließt, mag Dir zwar eine unbedeutende Kleinigkeit scheinen; da aber die Erfahrung lehrt, daß es oft vortheilhafter ist, unbemerkt zu bleiben als Aufsehen zu erregen, und die Ameise gemeiniglich für ein so unbedeutendes Geschöpf gehalten wird, daß man es nicht der Mühe werth achtet, ihr Thun und Lassen zu beobachten; so schmeichle ich mir nicht zu viel, wenn ich Dir mein Geschenk nicht als das geringste anpreise.“ Hier schwieg die Ameise, und bot dem jungen Menschen ihren

Bauch

Bauch zu Ausreißung einiger Härchen dar, und dieser, der entweder überzeugt war, daß unter gewissen Umständen die geringfügigste Sache von Ersprießlichkeit seyn kann, oder die gutmüthige Ameise nicht beleidigen wollte, nahm, was sie ihm zu nehmen verwilligt hatte.

„Nun geh," nahm hierauf der Löwe wieder das Wort, „und sage deinen Mitmenschen, in deren Augen wir ein Greul sind, daß wir nicht halb so undankbar und grausam sind wie sie. Wir würgen aus Liebe zum Leben und ihr aus Liebe zum Gelde, wer verdient nun wohl am meisten getadelt zu werden? Ihr nennt den Wolf, der ein Lamm erwürgt, weil er nicht verhungern will, grausam, ohne zu bedenken, daß ihr, wenn dieses den Namen Grausamkeit verdient, mit ihm in gleicher Verdammniß steht. Ihr schlachtet nicht nur Rinder, Schaafe, Schweine und unzählige andere Thiere, die euch zur Speise und anderem Gebrauch dienen; sondern ihr tödtet auch eine Menge lebendiger Geschöpfe, die euch durch ihr Leben nicht schaden

und durch ihren Tod nicht nützen. Noch mehr; Menschen würgen Menschen; aber kein Tieger würgt einen Tieger, und kein Löwe einen Löwen. Sag dies deinen Mitbrüdern, die uns wegen unsrer Grausamkeit, wie sie es nennen, mit tödtlichem Haß verfolgen; sag ihnen, es zieme sich nicht an andern Fehler zu tadeln, wenn man selbst nicht fehlerfrey ist. — Und nun geh, und nimm unsern Dank mit auf den Weg."

Als der Löwe schwieg, machte sich der junge Mensch, der froh war, daß er so gut davon kam, wieder auf den Weg, und kam endlich spät in der Nacht in eine große schöne Stadt. Er ging in den ersten besten Gasthof und sprach den Wirth um ein Nachtquartier an. Allein dieser, der aus dem armseligen Anzuge des jungen Menschen leicht schließen konnte, daß er hier sein Konto eben nicht sehr finden würde, schlugs ihm rund ab und wollte, weil er sich nicht sogleich abweisen lassen wollte, ihn eben zum Hause hinaus werfen lassen, als ein vornehmer Herr, der, aus seinem propern

Anzuge und aus dem Stern zu schließen, den er an der Brust trug, wenigstens ein Graf war, dazu kam.

Was giebts hier? fragte er den Wirth mit der ihm eignen Gelassenheit.

„J, der Lump da,“ versetzte dieser, „will mit Gewalt ein Nachtquartier von mir ertrotzen.“

Und warum will Er ihm denn keines geben? sagte der Graf, es ist ja Gelaß genug im Hause.

„Ey was!“ polterte der grobe Wirth, „ich habe kein Quartier für solche Landstreicher.“

Wenn ich mich aber für ihn verwende? nahm der Graf nach einer Pause, während welcher er den jungen Menschen genau die Musterung hatte paßiren lassen, wieder das Wort: wird Er alsdenn noch unerbittlich seyn?

Als der Wirth, ein Erzschelm, merkte, daß der Graf, an dem er übrigens einen sehr guten Kunden hatte, sehr für den jungen Menschen, der in seinem Gesichte was sehr Empfehlendes besaß, eingenommen war; so

stimmte er auf einmal aus einem ganz andern Tone.

„Ja, wenn Ew. Excellenz sich für ihn portiren, sagte er mit einer verschmitzten Miene, indem er fast das Bast von den Händen rieb und wie ein Wurm sich grimmte: „da kann er in Gottes Namen da bleiben. Ew. Excellenz haben eine so gute Art sich für jemand zu verwenden, daß der, der Sie zum Fürsprecher hat, gewiß nie seines Zwecks verfehlt. Ich hatte mir es zwar von jeher zum Gesetz gemacht, niemand unter dem Range eines Barons zu bewirthen; aber aus unbegränzter Hochachtung für Ew. Excellenz, mache ich, wie billig, heute eine Ausnahme.“

Nun, es soll sein Schade nicht seyn, daß er aus unbegränzter — Hochachtung für mich menschlich handelt, versetzte der Graf, der noch immer kein Auge von dem jungen Menschen verwendete, mit Lächeln: ich bezahle, was der junge Mann verzehrt.

„Ich

„Ich bewundre die Großmuth Ew. Excellenz,“ stotterte der Wirth vor Freuden, als er von bezahlen reden hörte, „und finde mich dadurch so beschämt — daß ich — anstehen würde dero großmüthiges Anerbieten anzunehmen, wenn ich mir es nicht zur Sünde rechnete, Ew. Excellenz um das selige Gefühl zu bringen, das der Gedanke, seinem im Elend schmachtenden Mitbruder nach allen Kräften beygestanden zu haben, mit sich führt. Es kommt also auf ihre Rechnung?“

Ja, versetzte der Graf, laß Er es an nichts fehlen.

„O, dafür lassen Ew. Excellenz nur mich sorgen,“ erwiederte der Wirth, „es soll ihm gewiß nichts abgehen, dafür steh ich. Sie kennen ja meine Art; ich thue des Guten immer eher zu viel als zu wenig. He! he! he! Nicht wahr, Ew. Excellenz?“

Nur nicht immer am rechten Orte, versetzte der Graf; doch davon ein andermal. Jetzt bring' Er den jungen Menschen auf das gleich neben mir leer stehende Zimmer, und dann verseh Er ihn reichlich mit Lebensmitteln:

denn er wird aller Wahrscheinlichkeit nach hungrig und durstig seyn.

„Wie Ew. Excellenz befehlen,“ antwortete der Wirth mit einer tiefen Verbeugung, es soll alles pünktlich erfüllt werden. „Kommt er, junger Glücksritter,“ fuhr er fort, indem er sich gegen den jungen Menschen wendete, der vor Verwunderung über des Grafen Großmuth und des Wirths intereßirtes Wesen, das aus jedem seiner Worte und jeder seiner Mienen hervorleuchtete, ganz stumm geblieben war, „ich will ihm einstweilen sein Logis anweisen.“

Er folgte, nachdem er vorher dem Grafen sehr ehrerbietig dafür gedankt hatte, daß er sich seiner so großmüthig angenommen habe, dem Wirth, und der Graf begab sich innig vergnügt darüber, daß er Gelegenheit gehabt hatte Gutes zu thun, in den Saal, wo er schon die Gesellschaft auf sich wartend fand.

Der Wirth ließ es, wie er versprochen hatte, auch wirklich dem jungen Menschen an nichts fehlen. Zwanzig der köstlichsten Gerüchte wurden nach der Reihe aufgetragen und

eben so viel Sorten Wein probirt. Freylich genoß von letztern der, für den er bestimmt war, das wenigste, und der Wirth, der sich das Mundschenkenamt durchaus nicht nehmen ließ, das mehreste, aber dafür konnte sich auch jener selbst ins Bette legen, dieser aber mußte hinein getragen werden.

Den andern Morgen wollte der junge Mensch seinen Stab weiter setzen; allein sein Wohlthäter bestand darauf, daß er noch einen Tag bleiben sollte, und so ließ er sichs denn endlich gefallen. Der geschmeidige Wirth erbath sich, ihm die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu zeigen, und er nahm, da er nichts bessers thun zu können glaubte, dies Anerbieten mit Vergnügen an.

Sie hatten schon einen großen Theil der Stadt durchgangen, als ihnen auf einem Spatziergange ein Mädchen von so bezaubernder Schönheit aufstieß, daß der junge Mensch vor Verwunderung wie versteinert stehen blieb. Er war schon weit und breit herumgereißt,

hatte

hatte schon manches hübsche Mädchen gesehen, aber solch ein Engelgesicht, nein wahrhaftig, so eins war ihm noch nie zu Gesicht gekommen.

Da er nun lange gestanden und ihr nachgestaunt hatte, seufzt' er tief und ging dann in Gedanken verlohren mit dem Wirth nach Hause. Bey Tische fragte er letztern: wer denn das schöne Frauenzimmer gewesen wäre, das ihnen heute da und da begegnet hätte, und da erfuhr er denn, daß es die einzige Tochter des Königs gewesen sey, die ihn so entzückt hatte. Der Wirth, der eben nicht auf den Kopf gefallen war und wohl merkte, was in ihm vorgegangen war, strömte ganz in ihrem Lobe über, und machte dadurch bey dem jungen Menschen das Uebel nur immer ärger.

So gut das Essen auch heute zubereitet war, so konnte er doch keinen Bissen davon genießen. Immer schwebte Klärchen, so hieß das schöne Mädchen, vor seinen Augen. Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und trat endlich, um sich zu zerstreuen, ans

Fenster.

Fenster. Er sah hinaus und erblickte an dem Fenster eines prächtigen Pallastes, ihm gegenüber — sein angebetetes Klärchen. Die Freude, die der junge Mensch bey diesem Anblick empfand, läßt sich gar nicht beschreiben. Sein Vergnügen war beynahe eben so groß, als das Vergnügen Heerforts, ehe der verwünschte Gorkstöpfel von der Bouteille sprang. Kurz, er konnte sich gar nicht satt an ihr sehen, und blickte noch lange hinüber, da die Prinzeßin sich doch schon längst vom Fenster wegbegeben hatte.

Endlich trat er auch vom Fenster weg und hing seinen verliebten Gedanken nach. Tausend Plane, die fast alle auf eine Entführung abzweckten, durchkreuzten sein Gehirn, wurden aber insgesammt, weil bey jedem ein Aber war, eben so schnell verworfen, als sie gemacht worden waren. Der Abend kam heran und noch immer sah er sich keinen Schritt näher am Ziele. Das Abendessen wurde ungekostet wieder abgetragen, und der Wein hätte dasselbe Schicksal gehabt, wenn ihm nicht der

Wirth

Wirth fleißig zugesprochen und dem jungen Menschen halb mit Gewalt und halb mit Komplimenten einige Gläser davon eingenöthigt hätte.

So viel Vergnügen letzterm den Tag vorher die Geschwätzigkeit des Wirths gemacht hatte, so viel Verdruß machte sie ihm heute. Er stellte sich daher, um den Wirth los zu werden, und seinen Gedanken desto besser Audienz geben zu können, äußerst schläfrig. Der Wirth, da er dieses merkte, stürzte in der Eil noch ein paar Gläser Wein hinter, und wünschte dem jungen Menschen mit verstellter Freundlichkeit eine angenehme Ruh.

Sobald der junge Mensch sich allein sah, eilte er, in der Hoffnung seine angebetete Prinzeßin wieder zu erblicken, ans Fenster; aber er fand sich getäuscht. Dem ungeachtet blieb er auf seinem Posten. Er mochte beynahe drey volle Stunden vergeblich geharret haben, als er zwey bisher dunkle Fenster erleuchtet sah. Er erinnerte sich jetzt, daß ihm der Wirth gesagt

sagt hatte, hier wäre das Schlafzimmer der Prinzeßinn und schloß hieraus, daß sich jetzt die Prinzeßin zur Ruhe begeben würde. Auf einmal entstand bey ihm der Wunsch, einen Nachtbesuch machen zu können; da ihm aber die Umstände so beschaffen schienen, daß sie die Ausführung ganz unmöglich machten: so blieb es eine geraume Zeit bloß beym wünschen.

Wenn aber was geschehen soll, so muß sich alles schicken. Der junge Mensch war eben im Begriff voller Unmuth das Fenster wieder zuzumachen, und sich zu Bette zu legen, als ihm die Geschenke der Thiere einfielen. Einer, der das große Loos in der Lotterie gewonnen hat, kann sich nicht so sehr darüber freuen, als dieser sich über den Fund in seiner Tasche freuete. Er konnte seine Freude kaum mäßigen, so außerordentlich groß war sie.

„Nun, Herr Adler! laß er sehen, ob er gelogen hat,“ sagte er zu sich selbst, zog das Papierchen mit den Federn aus der Tasche, befolgte genau die Vorschrift, die ihm der Löwe

gegeben hatte, und husch! flog er als Adler zum Fenster hinaus und hinüber in's Fenster des Zimmers, wo die wunderschöne Prinzessin schlief und wo nur noch ein dunkles Nachtlicht brannte.

Er fand die Prinzeßin schlafend, und bewunderte lange ihre Schönheit bloß durch die Scheiben; aber endlich macht er sich doch näher. Er kroch als Ameise durch eine Spalte, die im Fenster war, hinein in's Zimmer, und trat als Mensch ganz dicht an das Bette der Prinzeßin. Wie's ihm da zu muthe war, kann man sich nur vorstellen, wenn man in gleichem Falle gewesen ist. Es flimmerte ihm vor den Augen und er fing am ganzen Leibe zu zittern an. Wohl hundertmal war er im Begriff, der schlafenden Prinzeßin einen Kuß zu rauben, aber allemal hielt ihn die Furcht zurück. Der närrische Mensch! als wenn ein Kuß den Kopf kostete! Wenn das wäre, wie viel junge Herren würden da ohne Kopf herum laufen!

Endlich wagt' er es doch, und wurde davon so begeistert, daß er beynahe vergessen hätte, sich wieder zur Ameise zu machen. Die

Prin-

Prinzeßin wachte zwar darüber auf, schlief aber, weil sie niemand sahe und alles für einen Traum hielt, bald wieder ein.

Wie's nun so geht, wenn man den Mund einmal an solche Schleckereyen gewöhnt: so will man immer mehr, und wird immer lüsterner. Der junge Mensch hatte nun einmal die Süßigkeit des Kusses geschmeckt und würde, hätt' er auch für seine Lüsternheit mit dem Leben büßen müssen, sich nicht haben abhalten lassen, seinem Triebe zu folgen. Er that daher, was er schon einmal gethan hatte, und empfand dasselbe Vergnügen. Aber dieser Raub lief nicht so glücklich ab, als der vorige. Der junge Herr, der sich im Becher der Freude so berauscht hatte, daß er von sich selbst nicht wußte, war diesmal nur der Heftigkeit seiner Begierden gefolgt, und hatte die Prinzeßin so ungestüm geküßt, daß sie hätte eine Siebenschläferin seyn müssen, wenn sie den Druck auf ihre Rosenlippen nicht hätte fühlen sollen. Sie erwachte und fieng, weil sie von Natur sehr furchtsam war, und vom Alp — den ihr ihre

Amme, als den ärgsten Plagegeist junger Mädchen, sehr fürchterlich geschildert hatte — gedrückt worden zu seyn glaubte, so gewaltig zu schreyen an, daß ihre Mama, die gleich neben an ihr Schlafzimmer hatte, von ihrem Geschrey erwachte und ganz erschrocken zu ihr gerannt kam. Diese suchte sie zu begütigen und zu bereden, daß sie bloß geträumt habe. Aber umsonst. Die Prinzeßin blieb dabey, sie sey vom Alp gedrückt. Da ihr aber ihre Mama bey allen Heiligen versicherte, daß sie in ihrer Jugend oft dergleichen lebhafte Träume gehabt und zu Zeiten noch habe, gab sie sich endlich zufrieden, und schlief auch bald nach der Entfernung ihrer Mama wieder ein.

Dies hätte nun den jungen Menschen von einem fernern Versuch abhalten sollen; aber nein! Er war einmal dreust geworden und hatte sich fest vorgenommen, diese Gelegenheit nicht ungenützt aus den Händen zu lassen.

Jetzt oder nie, sagte er für sich, küßte die Prinzeßin zum drittenmal, blieb als Mensch

vor

vor ihr stehen und hielt ihr, um ihr das Schreyen zu verwehren, den Mund zu. Die Prinzeßin erwachte und wäre vor Schrecken fast in Ohnmacht gesunken, als sie eben den jungen Menschen vor ihrem Bette stehen sah, den sie schon heute auf den Spatziergange mit Vergnügen gesehen hatte. Sie konnte gar nicht klein kriegen, wie er zu ihr ins Zimmer gekommen war, und glaubte anfangs, es wäre nur sein Geist. Aber der junge Mensch riß sie bald aus ihrem Irrthum. Er fiel vor ihr nieder auf die Knie, faßte und küßte ihre zitternde Hand und bat sie wehmüthigst wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Die Prinzeßin verzieh ihm auch auf der Stelle, aber unter keiner andern Bedingung, als daß er sich sogleich entfernen sollte. Der junge Mensch wollte erst nicht daran, da aber die Prinzeßin Hülfe zu rufen drohete, sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer:

„Nun wohl, ich gehe; aber nicht eher, als bis Sie, schönste Prinzeßin, mir meine Ruhe wieder gegeben haben.“

Wenn ich es kann, sagte die Prinzeßin, so —

„O Sie können, Sie können!“ fiel ihr der junge Mensch hastig ins Wort, „es kostet Ihnen nur drey Worte, so hab' ich sie wieder.“

Und diese heißen? sagte die Prinzeßin.

„Ich liebe Dich!“ versetzte der junge Mensch, faßte die Prinzeßin bey der Hand und drückte einen glühenden Kuß darauf.

Die Prinzeßin gerieth in die äußerste Verlegenheit, und der junge Mensch fuhr fort: „Sie wollen mir also meine Ruhe, die Sie mir auf immer geraubt haben, nicht wieder geben?“

Ich will, aber ich kann nicht, versetzte die Prinzeßin mit sichtbarer Unruhe.

„Sie können nicht? nahm der junge Mensch wieder das Wort, und was hindert Sie zu können, was Sie wollen? — Sie schweigen? Nun wohl, so ist mein Entschluß gefaßt! Leben Sie wohl, schöne Unerbittliche! Ich verzeih' Ihnen ihre Grausamkeit, ob sie mir gleich das Leben kostet.“

Als die Prinzeßin, die erst vierzehn und ein halb Jahr alt war, und nicht wußte, daß man den Mannspersonen unter zehn Worten, die sie den Frauenzimmern vorplaudern, kaum Eins glauben darf, von Sterben hörte, wurde es ihr ganz weich ums Herz und die Thränen traten ihr in die Augen. Da der junge Mensch dies sahe, o da hätte man sehen sollen, wie er die Arme nur immer noch mehr quälte. Er sprach von nichts, als vom Gottesacker, vom Grabe, von Särgen, Bahren und andern dergleichen fürchterlichen Sachen mehr, wozu er den Text vermuthlich aus dem verstorbenen Siegwart nahm, und trieb es so arg, daß am Ende das gute Kind bitterlich zu weinen anfing.

Ach, sagte sie in einem weinerlichen Tone: was hilft's Ihn denn, wenn ich Ihn auch liebe. Ich bin ja eine Prinzeßin, und wir Prinzeßinnen dürfen durchaus den nicht lieben, den zu lieben uns unser Herz befiehlt.

Diese Worte fielen dem jungen Menschen schwer aufs Herz. Er sann hin und her, wie er zum Besitz seiner angebeteten Prinzeßin ge-

langen könnte, und kam endlich auf den tollen Einfall, sich für einen Prinzen auszugeben. Es ging ihm freylich schwer ein, die Prinzessin zu hintergehen, da er aber bedachte, was für Vortheil er aus dieser Nothlüge schöpfen könnte, so schwand alle Bedenklichkeit. Er ersann daher in der Geschwindigkeit eine Geschichte und fädelte die Sache so artig ein, daß man es der Prinzeßin gar nicht verargen kann, wenn sie seinem Vorgeben Glauben beymaß.

„Es ist mir nur zu gut bekannt," hub er an, „daß bey Heyrathen erlauchter Personen nicht auf wechselseitige Zuneigung und Uebereinstimmung der Gemüther gesehen wird, und daß also in diesem Stück die Tochter des ärmsten Taglöhners besser daran ist, als die Tochter eines Königs. Ich würde daher gewiß nicht so thörigt gewesen seyn und mir die Hoffnung gemacht haben, Sie dereinst zu besitzen, wäre ich nicht ebenfalls aus — aus königlichem Geblüte. — Sie staunen? fuhr er nach einer Pause fort: Sie können meinen Stand

und

und meinen Aufzug nicht zusammenreimen? und ich muß gestehen, daß Sie sogar Unrecht nicht haben, wenn Sie mir nicht gleich aufs Wort glauben. Hören Sie aber meine Geschichte. Ich bin der Sohn eines Königs von — (hier besann er sich ein wenig) von Palästina.“ —

Das ist wohl sehr weit von hier? fiel ihm die Prinzeßin, die in der Geographie eben nicht sehr bewandert war, in die Rede.

„Ey ja wohl,“ versetzte der junge Mensch, den ich hinführo der Kürze wegen bloß den Prinzen nennen will, „man muß wenigstens ein Jahr reisen, ehe man hinkommt. Aber hören Sie nur weiter. Da es jetzt Mode ist, daß junge Fürsten, bevor sie zur Regierung kommen, reisen müssen, und mein Papa sich nicht den Vorwurf machen lassen wollte, als habe er aus Geitz diese Mode nicht mitmachen wollen, so wurde auch ich auf Reisen geschickt. Ich besahe manches Land, wohnte Bällen, Jagden aller Art und andern Vergnügungen bey und war, weil ich nun den Entzweck meiner Reisen erreicht zu haben glaubte, eben auf der Rückreise in mein Vaterland begriffen,

als mich auf dem Meere ein so erschrecklicher Sturm überfiel, daß es Thorheit gewesen wäre, noch Rettung zu hoffen. Das Schiff scheiderte an einer verborgenen Klippe und all mein Gut fiel in die See. Zum Glück hatte ich Schwimmen gelernt, sonst wär' es um mich gethan gewesen. Ich kämpfte lange mit den fürchterlichen Fluthen, würde ihnen aber, obschon ich meiner Kunst ziemlich gewiß war, endlich doch noch haben erliegen müssen; hätte ich nicht noch zur rechten Zeit, da meine Kräfte schon ganz erschöpft waren, einen nicht weit von mir schwimmenden Mastbaum erreicht. Auf diesen schwang ich mich und durch dessen Hülfe erreicht ich endlich das Ufer. Aber leider! war ich hier um nichts gebessert. Die Insel, an die ich angeworfen wurde, war von nichts als von reissenden Thieren bewohnt, und ich wäre gewiß noch ein Raub derselben geworden, wenn ich nicht, nachdem ich beynah ein ganzes Jahr in lauter Furcht und Zagen hier verlebt, in einer Felsenhöle einen Zauberer gefunden hätte. Diesem entdeckt' ich mein trauriges Schicksal, und es ging ihm so zu

Herzen, daß er versprach mir zur Rückreise in mein Vaterland behülflich zu seyn."

„In dieser Absicht lernt' er mir die Kunst, mich in mancherley Thiergestalten, und unter andern auch in einen Adler zu verwandeln. Dieser Kunst hab' ich es nun zu verdanken, daß ich hier bin. Ich verließ vor einigen Tagen die Insel und flog in einem Fluge hieher."—

Und warum denn nicht lieber gleich nach Palästina? fiel ihm die Prinzeßin ins Wort.

„Weil — weil — weil ich den Weg dahin nicht recht wußte," versetzte der Prinz, den diese Queerfrage nicht wenig in Verlegenheit setzte. „Heute sah ich Sie," fuhr er fort, „und Sie machten einen so starken Eindruck auf mich, daß ich auf der Stelle den Entschluß faßte, Sie zu besitzen oder zu sterben. Aber leider! ist das letztere wahrscheinlicher, als das erstere."

Und warum wahrscheinlicher? fragte die Prinzeßin ängstlich. Mein Papa wird seine Tochter gewiß dem Sohne des Königs von Palästina nicht versagen.

„Zugegeben, daß dies so wäre," versetzte der Prinz, „wird man mir aber glauben, daß ich aus königlichem Geblüte bin, wenn ich in diesem armseligen Anzuge und nicht mit königlichem Gepränge erscheine?"

O, sagte die Prinzeßin, dafür ist wohl Rath zu schaffen. Ich habe letzhin von meinem Onkel zehn Tonnen Goldes geerbt, und die stehen Ihnen zu Diensten.

Der Prinz machte, es versteht sich blos zum Schein, anfangs Umstände, und wollte das Anerbieten der Prinzeßin durchaus nicht annehmen. Da diese aber nicht aufhörte, in ihn zu dringen: so ließ er sichs endlich doch gefallen, stellte sich aber immer, als wenn er es blos thäte, um die Prinzeßin nicht zu beleidigen. Er öffnete ein Kommodenfach, wozu ihm die Prinzeßin den Schlüssel gab, und füllte sich darauf alle Taschen so voll Louisd'ore, Carolins und Dukaten, daß er von deren Gewicht fast zu Boden gerissen wurde.

Nun wurde Abrede und dann Abschied genommen. Es hatte Beyden vor letzterm gegraut, da sie aber die Nothwendigkeit davon ein=

einsahen und bedachten, daß sie sich nur auf eine kurze Zeit von einander trennten: so lief er besser ab, als sie vermuthet hatten.

Noch einmal drückte der Prinz seiner geliebten Prinzeßin einen brennenden Kuß auf ihre Rosenlippen; dann aber flog er als Adler zum Fenster hinaus und hinüber auf sein Zimmer. Hier schüttete er das Geschenk der Prinzeßin auf den Tisch und es war ihm, als wenn er neu geboren wäre, da er seine Taschen geleichtert hatte. Hierauf warf er sich, so wie er war, aufs Bette und schlief, unter lauter angenehmen Träumen, bis der Wirth kam und ihm das Frühstück brachte.

Man kann sich denken, daß dieser gewaltig große Augen gemacht haben wird, als er bey seinem Eintritt ins Zimmer den Tisch mit lauter Goldstücken belegt sah. Es war ihm ganz unbegreiflich wie ein Mensch, der bisher von der Gnade eines andern gelebt hatte, in so kurzer Zeit zu solchen Reichthümern hatte gelangen können. Jetzt reu'te es ihn gar sehr,

daß er dem Prinzen vom Anfang her so unhöflich begegnet hatte, und ich glaube, er hätte wie viel darum gegeben, wenn er seinen Fehler dadurch hätte wieder gut machen können; aber es war einmal geschehen. Alles, was er also unter diesen Umständen noch thun zu können glaubte, war, daß er reuig seinen Fehler gestehen und deshalb um Verzeihung bitten wollte.

Dies that er denn auch, und der Prinz, der ein Herzens guter Mensch war, verzieh ihm nicht nur, sondern beschenkte ihn auch reichlich. Zugleich gab er ihm aber auch einen derben Verweiß und rieth ihm, sich dieses eine Warnung seyn zu lassen, die Menschen nicht wieder nach dem Rocke zu beurtheilen. „Der Schein trügt," sagt' er am Ende seines Verweises: „der schönste Apfel ist oft wurmstichig, und die größte und ansehnlichste Nuß taub."

Der Wirth war sehr froh, daß er so gut weggekommen war, und schätzte es sich jetzt

vor eine besondere Gnade dem Prinzen den Rock zu küssen, den er vor kurzem nicht mit bloßer Hand angegriffen hätte. Er nahm es auf sich, dem Prinzen alles zu verschaffen, was dazu gehörte, um sich als Prinz zeigen zu können.

Um die abgeredete Stunde fuhr der Prinz in seinem neuen Staatswagen und allem seinen Pompe vor dem Schlosse vorbey, und die Prinzeßin stand, wie sie es versprochen hatte, mit ihrer Mutter am Fenster.

„Wer muß denn der Fremde seyn?“ fragte sie ihre Mutter mit erzwungener Gleichgültigkeit: „der da in dieser prächtigen Equipage vorbey fährt.“

Da fragst Du mich zu viel, mein Kind, erwiederte diese. Meines Wissens hat er sich noch nicht bey Hofe melden lassen.

„Vielleicht ist er bloß incognito hier,“ versetzte die Prinzeßin.

Das glaub ich nicht, nahm die Königin wieder das Wort: denn wer incognito reißt, will Menage machen, und das scheint nun eben seine Absicht nicht zu seyn, sonst hätte er nicht so viel Bediente und höchstens einen Reisewa-

gen

gen bey sich. Es ist mir daher unbegreiflich, warum er nicht am Hof erscheint.

„Wir müssen ihn bitten lassen,“ versetzte die Prinzeßin: „und dann werden wir ja wohl erfahren, wer er ist.“

Wenn du meynst Klärchen, erwiederte die Königin: so mag der Hoffourier ihn heute zur Tafel einladen.

Die Prinzeßin konnte ihre Freude kaum mäßigen, daß sie so bald ihren Zweck erreicht hatte. Der Hoffourier wurde abgeschickt, und die Einladung von dem Prinzen, wie man leicht denken kann, mit Freuden angenommen.

Jederman war nun neugierig den Fremden kennen zu lernen, und der Hofstaat versammelte sich deshalb eine Stunde früher, als gewöhnlich; so oft ein Wagen die Straße herauf gerollt kam, fuhr auch alles an die Fenster. Man hoffte und harr'te lange vergeblich; aber endlich kam der Wagen mit dem Prinzen angerollt. Alles rannte nun wieder einander, denn jedes wollte ihn zuerst sehen, und niemand ihm sein Kompliment zuletzt machen.

Er

Er wurde vom König und der Königin sehr höflich empfangen und benahm sich dabey so artig und wußte sich so ein Ansehn zu geben, daß man hätte darauf schwören sollen, es steckte was Großes hinter ihm. Bey Tafel sah jedermann nur auf ihn. Man bewunderte seinen lebhaften Geist und nickte jedem seiner Worte Beyfall zu. Kurz, jedes suchte sich ihm gefällig zu zeigen und es dem andern an Höflichkeit zuvor zu thun.

Nach der Tafel wurde getanzt. Der Prinz eröffnete mit der Prinzeßin den Ball und gab auch hier jedermann Anlaß, ihn zu bewundern. Man tanzte bis spät in die Nacht; dann aber suchte jedes die Ruhe.

Den andern Morgen begab sich unser Prinz abgeredetermaßen zum König und brachte auch hier sein Märchen von seiner Prinzenschaft vor, bat auch zugleich um die Hand der Prinzeßin. Der König wunderte sich anfangs ein wenig über den schnellen Entschluß des Prinzen; da er aber weder an seiner Person

noch an seinem Stande etwas auszusetzen hatte, so war's bey ihm gleich Ja und Amen. Hierauf nahm er den Prinzen mit zu seiner Gemahlin und stellte ihn ihr, nachdem er ihr zuvor gesagt hatte, wer er sey, als seinen künftigen Schwiegersohn vor. Da diese nun auch nichts darwider hatte, so befahl der König auch die Prinzeßin zu rufen. Sie kam, und ihr Papa machte auch sie mit dem Antrage des Prinzen bekannt. Sie machte zum Schein einige Einwendungen und spielte überhaupt ihre Rolle so meisterhaft, daß ihr Vater heller hätte sehen müssen, als er wirklich sah, wenn er den Betrug hätte merken sollen. Endlich ergab sie sich, und der Tag der Vermählung wurde festgesetzt; aber ein Zufall machte, daß beynahe aus dem ganzen Handel nichts geworden wäre.

Der Prinz, der erfahren hatte, daß der König ein großer Liebhaber von der Jagd sey, stellte eine solenne Jagd an und der ganze Hof wurde dazu eingeladen. Als sich alles vor dem königlichen Schlosse versammlet hatte,

und

und der Zug eben fortgehen sollte, bemerkte der Prinz erst, daß die Prinzeßin fehlte. Er fragte den König, ob sie nicht mit von der Partie wäre, und erfuhr, daß in dem Walde, worinn die Jagd gehalten werden sollte, sich keine Jungfer sehen lassen dürfte, wenn sie nicht von einem Löwen, der hier seinen Aufenthalt hätte, entführt und zerrissen seyn wollte.

„Ich möchte doch den Löwen sehen, der mir meine Braut von der Seite wegreißen wollte,“ sagte der Prinz, der diesem Vorgeben keinen Glauben beymessen wollte, „das muß fürwahr eine rechte Memme seyn, der das geschehen läßt. Kurz, ich steh mit meinem Kopf dafür, es soll der Prinzeßin nichts zu leide geschehen.“

Was war da anzufangen? So sehr sich auch der König und die Königin angelegen seyn ließen, vernünftige Vorstellungen zu thun; so half doch alles nichts, sondern der Prinz drang mit aller Gewalt darauf, daß die Prinzeßin

mit auf die Jagd sollte, und so ließen es der König und die Königin endlich, wie wohl ungern geschehen. Der König und die Königin, der Prinz und die Prinzeßin setzten sich zwey und zwey in eine leichte Jagdschaise und die Jäger und Edelleute, ritten Paar und Paar voran. Die Musikanten folgten dem Zuge auf großen Leiterwagen, die über und über mit grünen Büschen besteckt waren und forn herein wie Hütten aussahen, und musicirten dazu, daß es eine Lust war.

Auf den Straßen der Stadt wimmelt' es von Menschen, und von den Dächern hatten die Leute alle Ziegel abgehoben, damit sie nur den Zug vorbey ziehen sehen könnten. Kurz es war nicht anders, als wenn ein neuer Kaiser gewählt werden sollte, solch ein Laufen und Rennen war es.

Der Zug war noch nicht tief in den Wald gekommen, als der Prinz einen Hasen sah und hop! setzte er, um seiner Prinzeßin einen Spaß zu machen, als Windhund aus der Schaise hinaus und lief ihm nach. Er hohlte ihn auch bald

bald ein; als er aber zurück kam, o Himmel! da war seine Prinzeßin über alle Berge. Darüber erschrack er dergestalt, daß er fast in Ohnmacht gesunken wäre. „O verruchter Löwe,“ schrye er voller Verzweiflung, „ich will dir den Appetit nach Jungfernfleische benehmen, wenn ich dich in meine Gewalt bekomme, und dich mit geringerer Kost vorlieb nehmen lehren!“ — Kurz, er war ganz untröstlich über den erlittenen Verlust und stieß eine Menge Drohungen und Verwünschungen gegen den Löwen aus. Aber was half's? Die Prinzeßin war einmal weg und so waren alle seine Worte in den Wind geredet. Der König und die Königin, die das Unglück erfahren hatten und vor Schrekken noch am ganzen Leibe zitterten, wußten das wohl, und suchten daher den Prinzen zu bereden, mit ihnen wieder umzukehren. Aber umsonst! Er hatte sich einmal vorgesetzt, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er den Mädchenentführer erwürgt hätte, und ließ sich daher durch kein Zureden und durch keine vernünftige Vorstellungen davon abbringen. Er blieb bey seinen fünf Sinnen, und so mußten

ihm denn der König und seine Gemahlin seinen Willen lassen.

Sobald sich alle aus dem Walde entfernt hatten, machte sich der Prinz zum Adler und flog; in Hoffnung, den Löwen zu entdecken und ihm seine geliebte Prinzeßin wieder zu entreissen, den Wald auf und nieder; aber wer sich nicht sehen ließ, das war der Löwe.

Endlich war der Prinz von dem vielen Hin- und Herfliegen müde. Er setzte sich auf einem hohen Berge, der mitten im Walde lag und hoch über die Bäume hervorragte, nieder, und wollte ein wenig ausruhen. Er hatte aber noch nicht lange gesessen, so bemerkt' er daß der Berg über und über voller Spalten war, und wenn er mit dem Fuße aufschlug, einen dumpfen Schall von sich gab. „Hui! dahinter steckt' was," sagte er und legte nun das Auge auf alle Spalten, die ihm nur in etwas von Betracht zu seyn schienen; er sah aber nirgend, was er zu sehen wünschte. Endlich aber fand er doch, daß er sich in seiner

Mey-

Meynung, daß der Berg hohl sey, nicht betrogen hatte. Er kam nämlich an eine Spalte, die viel breiter war, als alle die übrigen, und sah durch dieselbe in ein Zimmer, das gar prächtig ausmöblirt war. „Was gilt's," sagte er zu sich selbst, „das ist die Wohnung meines Nebenbuhlers! und wohl mir, wenn sie's ist. Dann will ich dich, geliebtes Klärchen, wenn du noch unter den Lebendigen bist, bald wieder in meinen Armen haben." — Geschwind macht' er sich zur Ameise und kroch durch die Spalte in das schöne Zimmer, welches er gesehen hatte. Er kroch durch alle Schlüssellöcher und kam auf diese Art aus einem Zimmer in das andre. Allenthalben sah er sich nach seiner geliebten Prinzeßin um; aber nirgend fand er sie. Endlich aber, nachdem er beynah das ganze unterirrdische Schloß durchkrochen hatte, fand er sie doch. Sie saß in einem Lehnstuhle und der Löwe lag vor ihr auf einem Sammtkissen mit seinem Kopfe auf ihrem Schooße.

Wie pochte da nicht dem Prinzen das Herz! Eben war er im Begriff, sich in einen

Löwen zu verwandeln, um mit seinen gefähr-
lichen Nebenbuhlen zu kämpfen, und ihn wo
möglich, zu erwürgen, als ihm plötzlich ein
Gedanke einfiel, der ihn davon zurück hielt.
„Halt,“ sagte er zu sich selbst, „nicht zu vorei-
lig. Der Löwe ist zwar zu bezwingen; geräth
aber nicht die Prinzeßin dadurch in Lebensge-
fahr? Wie, wenn nun der Löwe, bevor er
sich zur Wehre stellt, erst die Prinzeßin zerriß?
Schrecklich! Nein, ich muß behutsamer zu
Werke gehen. Der Löwe scheint mir ohnedies
kein natürlicher, sondern ein bezauberter zu
seyn; denn wie käme er sonst hieher und wo
käme das Schloß hieher, wenn hier nicht eine
Verwandlung vorgegangen wäre? Ich will zu
erfahren suchen, wie der Zauber zu lösen sey, und
wenn es nicht ganz unmöglich ist, so bin ich der
Mann, der demselben ein Ende machen kann.
Dann ist uns allen geholfen. Die Prinzeßin ist
wieder frey und der wieder zum Menschen ge-
wordene Löwe wird sie mir aus Dankbarkeit für
den großen Dienst, den ich ihm dadurch erwie-
sen, daß ich ihm seine natürliche Gestalt wie-
der verschafft habe, gewiß abtreten.“

Ge-

Gesagt, gethan. Er kroch aus dem Schlüsselloche, worinn er bisher gesessen hatte, heraus, setzte sich neben den Fuß der Prinzeßin, und erwartete da die Zeit und Gelegenheit, wo er seine Geliebte allein sprechen konnte.

Er mochte ohngefähr eine gute Stunde gesessen haben, als sich der Löwe von seinem Kissen erhob, der Prinzeßin die Hand leckte, und dann nach der Thüre zuging. Diese that sich, nachdem er nur ein einzigesmal mit dem Schwanze davor geschlagen hatte, von selbst auf und machte sich auch, als der Löwe hinaus war, von selbst wieder zu, und so ging es mit allen übrigen Thüren.

Sobald der Prinz sah, daß er sich nun ohne Gefahr zeigen könnte, nahm er seine natürliche Gestalt an, und die Prinzeßin, die gar nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen, daß er in das Zauberschloß habe kommen können, war vor Verwunderung ganz außer sich. „Ach,“ sagte sie, als sie sich wieder in etwas erholt hatte, mit einer ängstli-

chen und bekümmerten Miene zum Prinzen: „was haben Sie gemacht? Sie machen uns Beyde unglücklich! Kommt der Löwe wieder nach Hause und findet Sie bey mir, so ist's um uns geschehen. Ich kenne seine Eifersucht; der geringste Verdacht macht ihn wüthend. Und was wollen Sie hier? fuhr sie nach einer Pause fort, mich etwa erlösen? Ach, das Vorhaben geben Sie nur auf; denn von hier ist keine Erlösung zu hoffen. Haben Sie also nur noch einen Funken Liebe für mich, so reissen Sie mich aus dieser Verlegenheit und machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, ehe noch der Löwe wieder zurück kömmt. Ueberlassen Sie mich, da es doch einmal nicht zu ändern ist, meinem unglücklichen Schicksal, und gehen Sie und trösten Sie meinen Papa und meine Mama, denen ich auf ewig entrissen bin.“ —

Hier hub das arme Kind bitterlich an zu weinen, daß sie vor Schluchzen kein Wort mehr herausbringen konnte. Dem Prinzen, der auch nicht von Stahl und Eisen war, wurde

es,

es, als er dieses sah, ganz eng ums Herz, und er hätte bey einem Haare mit geweint, wenn er sich nicht noch besonnen hätte, daß es sich für ihn nicht schicke. Er raffte alle seine Standhaftigkeit zusammen und suchte der Prinzeßin Muth einzusprechen.

„Hören Sie auf zu weinen, holde Prinzeßin," sagte er, indem er ihr sanft die Backen streichelte, „es ist ja noch nicht alles verlohren. Vielleicht führ' ich Sie bald in die Arme ihrer lieben Eltern zurück. Aber Sie müssen die erste Hand an das Werk ihrer Erlösung legen."

Obgleich diese Worte der Prinzeßin lauter Räthsel waren, so wälzten sie ihr doch einen großen Stein vom Herzen. Es ging ihr wie dem Kranken, dem der Tod schon auf der Zunge sitzt, wenn man ihm noch Hoffnung zum Leben macht. Sie sah zwar keine Möglichkeit vor sich, wie sie aus ihrem Kerker kommen konnte, und doch wurde es ihr viel leichter ums Herz, da sie den Prinzen von Rettung sprechen hörte.

Und wie soll ich das anfangen? fragte sie.

„Das sollen Sie gleich hören," versetzte der Prinz, „dieser Löwe ist zuverläßig kein natürlicher Löwe, sondern irgend ein Zauberer hat sich darein verwandelt. Wenn das ist, so suchen Sie ihm nur das Geheimniß abzulocken, wie und auf was für Art der Zauber gelößt werden kann. Für das übrige lassen Sie alsdenn mich sorgen."

Die Prinzeßin versprach es, und bat hierauf den Prinzen, weil sie nun bald die Zurückkunft des Löwen vermuthete, sich nun wieder in eine Ameise zu verwandeln, damit der Löwe ja nicht merke, daß ein Mensch bey ihr gewesen sey. Der Prinz gehorchte, und das war sein Glück. Denn kaum hatte er sich in eine Ecke verborgen, so knarrten die Thüren und der Löwe trat herein. Er merkte zwar Unrath, wußte aber, weil er von der Gottes Welt nichts sahe, doch nicht, wie er bekehrt war. Da er sich allenthalben umgesehen hatte und nicht fand, was er suchte, ging er zur Prinzeßin, leckte ihr wieder die Hand und legte sich mit dem Kopfe in ihren Schooß.

Die

Die Prinzeßin streichelte ihn diesmal weit sanfter als sonst, und das hatte seine weisen Ursachen. Sie wollte ihm sein Geheimniß ablocken, und das kann man freylich nicht mit Brummen und Zanken. Da muß man das Ding an einem ganz andern Zipfel aufassen, und es ohngefähr so machen, wie Delila mit Simson.

Als nun die Prinzeßin den Löwen auf das Fleck gebracht zu haben glaubte, wohin sie ihn gern haben wollte, so rückte sie endlich mit der Sprache heraus. Aber diesmal erfuhr sie nichts, und so ging es auch das zweytemal. Das drittemal aber war sie glücklicher. Der Löwe war bey guter Laune, und die Prinzeßin hörte nicht auf, so lange zu bitten und zu schmeicheln, bis er endlich mit seinem Geheimnisse gegen sie herausrückte.

„Freylich," sagte er, „bin ich kein natürlicher Löwe, sondern von meinem grausamen Bruder, einem Erzzauberer, darein verwandelt worden. Mein Vater war König in

B****n

B****n und ich sein erstgeborner Sohn. Ich war achtzehn Jahr alt, als sich mein Vater, der schon ziemlich bey Jahren war, und mir die Regierung abzutreten gedachte, nach einer Gemahlin für mich umsah, und unglücklicher Weise fiel seine Wahl auf eine Prinzessin, in die schon mein jüngerer Bruder, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit unsterblich verliebt war. Letzterm konnte das nicht lange ein Geheimniß bleiben. Er erfuhr es und warf von dem Augenblick an einen tödtlichen Haß auf mich, besonders da er sah, daß ihn die Prinzeßin, die ihn schon vorher nicht recht hatte leiden können, nun mit keinem Auge mehr ansah und mich, der ich, ohne mir zu schmeicheln, viel körperliche Vorzüge vor meinem Bruder voraus hatte, mehr liebte, als ihn. Er ließ sich aber nichts merken, sondern zog sich nur zurück und dachte im Verborgnen auf Rache. Lange suchte er vergeblich sich an mir zu rächen; aber endlich gelang es ihm doch."

„Nicht weit von der Hauptstadt des Reichs wohnte in einer einsamen Höle eines Waldes ein

LB Coburg

ein alter Zauberer, der wegen seiner grossen Kenntnisse in der Zauberey in besonderm Rufe stand. An diesen wendete sich mein Bruder, wurde für ein gutes Lehrgeld, das er ihm geben mußte, sein Schüler, und brachte es in dieser abscheulichen Kunst in kurzem so weit, als sein Meister."

„Der Tag der Vermählung rückte immer näher heran. Mein Bruder war jetzt, dem Anschein nach, außerordentlich heiter und schien den wärmsten Antheil an meinem Glücke zu nehmen. Er suchte alles hervor, sich mir und meiner zukünftigen Gemahlin gefällig zu machen, und uns soviel Vergnügen zu verschaffen, als er nur konnte. Aber ach! die Folge zeigte, daß diese bloße Lockspeisen gewesen waren, womit er uns hatte sicher machen und in die Falle locken wollen, und sein schändliches Vorhaben gelang ihm."

„Einst lud er uns unter dem Vorwand, daß er einen Ball geben wollte, auf sein Lustschloß, das nur wenige Stunden von der Stadt

mitten in einem Walde lag, und wir, nichts Böses ahndend, folgten seiner Einladung. Es war beynahe der ganze Adel zugegen, und mein Bruder hatte nichts gespart, dem Feste ein glänzendes Ansehen zu geben. Die Gesellschaft war außerordentlich vergnügt, und es wurde gescherzt, gelacht und getanzt bis um Mitternacht. Nun brachen alle auf und fuhren nach der Stadt zurück; mich aber und die Prinzeßin beredete mein Bruder zu bleiben, und erst den andern Morgen mit ihm zurück zu fahren. Ach, ich merkte nicht, was er im Schilde führte!"

„Ich hatte noch nicht lange im Bette gelegen, als auf einmal Feuer! gerufen wurde. Ich sprang ans Fenster, und das ganze Schloß stand schon über und über in Flammen. Alles, was Leben hatte, suchte sich zu retten, nur ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Endlich kam mein Bruder ins Zimmer gestürzt. Ich glaubte, er käme um mich zu retten; aber wie schrecklich hatte ich mich geirrt: Werde zum Löwen, brüllte er mit einer fürchterlichen

chen Stimme, indem er mich zugleich mit einem kleinen, weißen Stäbchen, das er in der Hand hielt, berührte: und büße so lange für das Unrecht, das du mir erwiesen, bis ein Mensch erscheint, der einen Drachen erwürgen, einen Hasen im Laufe einholen und tödten, einer Taube im Fluge den Hals umdrehen, und eine von ihr verschluckte Zahlperl, die aus ihrem Kropfe fallen wird, in eine Spalte des Berges, worein ich dieses Schloß jetzt verwandeln will, werfen kann. Eher aber hoffe keine Erlösung."

„Kaum hatte mein grausamer Bruder diese schrecklichen Worte ausgesprochen, so wurden meine Hände zu Klauen, mein Gesicht wurde sichtbar spitziger, und an dem Hintertheil meines Körpers schoß ein langer Schwanz hervor. Kurz, in wenig Minuten war ich ein völliger Löwe. Sobald mein Bruder sich entfernt hatte, verlöschte auf einmal das Feuer, und das Schloß versank,

von der Flamme ganz unversehrt, tief in den Abgrund.“

„Was aus meiner angebeteten Prinzeßin geworden, weiß ich nicht. Vermuthlich wird sie sich mit den Uebrigen gerettet und mein Bruder, der sie wahrscheinlich beredet haben wird, ich sey verbrannt, sie geheyrathet und nach dem Tode meines Vaters die Regierung bekommen haben.“

„Ich habe nun schon dreyhundert Jahr vergeblich auf meine Erlösung geharrt; aber noch ist, wie es scheint, der Mensch nicht gebohren, der alle diese Eigenschaften besitzt, die er als mein Erlöser nothwendig besitzen muß, und wer weiß, wieviel Jahrhunderte ich noch in meinem Elende schmachten und mich, wie alle wilde Thiere vom Raube nähren muß, ehe der glückliche Augenblick erscheint, in welchem ich wieder als Mensch unter Menschen erscheinen kann.“

Hier schwieg der bezauberte Prinz und seufzte so gut er als Löwe nur konnte. Die Prinzeßin hatte herzliches Mitleid mit ihm. Es ging ihr durch die Seele, daß er so unschuldig

leiden

leiden mußte, und sie hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn sie ihn wieder zum Prinzen hätte machen können. Da sie das aber nicht konnte, so half sie ihm wenigstens — seufzen. Nachdem dieses vorbey war, ging der Löwe wieder auf den Raub aus, und der Prinz, der sich als Ameise in eine Ecke gedrückt und alles mit angehört hatte, machte sich nun wieder zum Menschen.

„Hier haben Sie meine Hand darauf,“ sagte er zur Prinzeßin, indem er ihr seine rechte Hand hinreichte: „ich erlöse sie beyde. Weis Ich nur erst wo der Drache zu finden, und das müssen Sie, schönste Prinzeßin, vom Löwen zu erfahren suchen; dann soll der Zauber bald ein Ende haben.“

Da er glaubte, daß der Löwe nun bald kommen würde, so begab er sich wieder als Ameise in seine Ecke. Als nun der Löwe kam, so suchte die Prinzeßin das letzte Gespräch wieder aufs Tapet zu bringen, und da erfuhr sie denn, was sie eigentlich wissen wollte.

„Nahe bey der Hauptstadt meines Erbreichs,“ sagte der Löwe, „ist dieser Drache zu Hause. Alle Tage kommt er und fordert von dem Schäfer, der das Stadtvieh weidet, drey jährige Lämmer, und wenn ihm diese versagt werden, so sucht er in der Stadt ein Unglück anzurichten. Um dieses nun zu verhüthen, ist eine gewisse Summe Geld niedergelegt, wofür die Lämmer gekauft werden, die der Drache alle Tage bekommt. Soll nun der Zauber sich endigen, so muß der Hirte dem Drachen nicht nur die Lämmer drey Tage hinter einander vorenthalten, sondern ihn auch am dritten Tage erwürgen können. Wenn das geschehen, wird ein Hase aus dem todten Drachen herauslaufen. Diesen muß er einhohlen und den Kopf abhauen; da wird eine Taube herausfliegen; der muß er als Raubvogel nacheilen und sie erwürgen. Dieser wird eine Zahlperl aus dem Kopfe fallen, die muß er nehmen und in eine Spalte des Berges werfen, unter dem dieses Schloß gleichsam begraben liegt. Dann erst und nicht eher, bekomme ich meine natürliche Gestalt wieder.

Nun sagen Sie selbst," fuhr der Löwe fort, „ob ich bey solchen Umständen hoffen kann, je erlößt zu werden?"

Und warum nicht? erwiederte die Prinzeßin. Vielleicht ist ihre Erlösung näher, als sie glauben.

„Leidige Trösterin!" versetzte der Löwe, „Schon oft sagte ich mir dasselbe, fieng an zu hoffen und fand mich immer getäuscht."

Als der Löwe das nächstemal wieder auf den Raub ausging, eilte der Prinz, der nun genug wußte, daß er aus dem Schlosse kam. Beym Abschied, der beyden sauer genug wurde, setzt' es freylich manche Thräne; aber was halfs? Wer den Kern haben will, muß zuvor die Nuß aufbeißen, und Rosen werden nie ohne Dornen gebrochen. Sie mußte sich also eine kurze Trennung gefallen lassen.

Sobald der Prinz wieder im Freyen war, macht' er sich zum Adler und flog geraden Weges nach *****r.

Gelegener hätte er nicht kommen können. Der Schäfer war wenige Tage vor seiner Ankunft gestorben, und man war wegen der

Wahl eines neuen sehr in Verlegenheit. Dieses erfuhr der Prinz von dem Wirthe des Gasthofs, wo er logirte, und schon den andern Tag ging er hin und meldete sich zu dieser Stelle. Die Augen hätte man sehen sollen, die diejenigen machten, welche diesen Posten zu vergeben hatten! Sie konnten gar nicht klein kriegen, wie ein so vornehmer Herr (er hatte noch sein grünes, reich mit Gold besetztes Jagdkleid an) sich dazu verstehen könnte, Schaafe zu hüthen, und ihre Vermuthungen waren mancherley. Die mehresten hielten ihn für verrückt. Da er aber doch auf alles, was sie ihn fragten, gescheid antwortete; so fiel diese Vermuthung wieder weg. Kurz, jeder glaubte etwas anderes und jeder hielt seine Meynung für die richtigste; aber niemand konnte klug aus ihm werden.

Als man ihn nun lange genug abgerathen hatte; er aber darauf bestand, so gewährte man ihm endlich seine Bitte, prägte ihm aber scharf ein, seine Pflicht genau zu beobachten, und entließ ihn. Seine Freude war unbe-

schreiblich. Er eilte voller Vergnügen nach Hause und erzählte dem Wirth, der, wie man leicht denken kann, sich nicht wenig über diese Neuigkeit gewundert haben wird, was für ein Glück ihm zu Theil geworden wäre. Dieser schüttelte den Kopf, und wußte ebenfalls nicht, was er aus dem jungen Menschen machen sollte.

Den andern Morgen trat der Prinz unter dem Zulauf einer ungeheuern Menge Menschen sein Hirtenamt an. Alle wollten den vornehmen Herrn sehen, und alle waren vor Verwunderung fast außer sich, als sie ihn sahen. Jeder machte seine Glossen darüber und wollte wissen, warum er sich zu diesem Posten gedrungen habe.

Endlich gelangte er, nachdem er vorher von den Leuten, die sich in den Straßen, wo er durch mußte, versammelt hatten, fast erdrückt worden war, hinaus aufs Feld. Hier setzt' er sich unter einen Baum und hoffte sehnlich auf den Drachen, der ihn auch nicht lange auf sich warten ließ; denn kaum hatte

er eine halbe Stunde gesessen, so kam dieser mit großem Geräusch über den Wald hergeflogen und ließ sich nicht weit von ihm nieder. Er hatte große feurige Augen, lange scharfe Krallen, und einen ungeheuren langen Schwanz, und aus seinem Rachen spie er lauter Flammen. Es währte nicht lange, so kam er auf den Prinzen zu.

„Gieb mir meine drey Lämmer!“ sagte er mit einer fürchterlichen Stimme, als er keine drey Schritte mehr von ihm entfernt war.

Nicht so viel Schwänze, erwiederte der Prinz ganz trotzig, und blieb ruhig unterm Baume sitzen.

„O wenn ich drey Blutstropfen von deiner Heerde hätte, so sollte dir es übel gehen,“ sagte der Drache.

Und wenn ich drey Brödchen und drey Becher mit Wein von meines Königs Tafel hätte, so sollt' es auch übel um dich stehen, versetzte der Prinz in dem vorigen Tone.

„Morgen komm' ich und hohle meine sechs Lämmer,“ sagte der Drache.

Der Mühe kannst du überhoben seyn, erwiederte der Prinz, denn du bekommst doch nichts.

Der Drache flog nun wieder hin, wo er her gekommen war, und der Prinz trieb seine Schaafe ein. Als man die Heerde zählte, und nicht ein Stück davon vermißte, setzte man ihn zur Rede. Aber er machte den Leuten einen blauen Dunst vor und sagte, der Drache sey gar nicht gekommen und habe die Lämmer verlangt, und man ließ es dabey bewenden.

Den andern Tag ging es eben so, wie es den Tag vorher gegangen war. Aber diesmal fing man an, Schwansfedern zu bekommen, und das, was der Prinz wirklich gethan hatte, zu argwöhnen. Deßhalb prägte man es ihm bey Verlust seines Lebens ein, dem Drachen die Lämmer nicht länger vorzuenthalten, und durch seine Schuld kein Unglück über die Stadt zu bringen. Er versprach es, weil man ihn sonst fort zu jagen gedrohet hatte.

Als der Prinz den dritten Tag austrieb, bat er, man möchte ihm doch neun Becher mit Wein und eben soviel Brödchen von des

Königs Tafel hinaus aufs Feld bringen lassen, denn er hoffe dadurch die Stadt ganz von dem überlästigen Drachen zu befreyen. Man lachte ihn aus, versprach ihm aber doch, die Gewährung seiner Bitte beym König auszuwirken. „I nu,“ sagte der König, als man es ihm vortrug, „hilft's nichts, so schadt's auch nichts. Gebt ihm alles, was er verlangt, es bestehe, worinn es wolle. Geräth es, so ist der Nutzen unser, geräth es nicht und er bringt ein Unglück über die Stadt, so büßt er mit seinem Leben für seinen Vorwitz. Dies sagt ihm, damit er nachher keine Entschuldigung hat.“

Der Befehl des Königs wurde pünktlich vollzogen und dem Prinzen alles, was er verlangte, in einem Körbchen hinaus aufs Feld gebracht. Kaum hatte sich der Mensch, der das Brod und den Wein überbracht hatte, auf Befehl des Königs in der Nähe versteckt, als auch schon der Drache herzu geflogen kam.

„Gieb mir meine neun Lämmer,“ schrie er ganz wüthend.

„Nicht

„Nicht so viel Schwänze,“ antwortete der Prinz eben so kaltblütig als vorher.

„O, wenn ich neun Blutstropfen von deiner Heerde hätte,“ sagte der Drache, „so sollt' es bald anders mit dir aussehen.“

Und da ich neun Becher Wein und eben so viel Brödchen von des Königs Tafel habe, will ich auch ganz anders mit dir sprechen, versetzte der Prinz, machte sich geschwind zum Löwen, schluckte begierig den Wein und das Brod hinter, und fiel dann über den Drachen her. Dieser hatte sich das nicht versehen, und so hielt ihn der Löwe schon fest, eh' er sich noch recht besinnen konnte. Auch machte der Löwe nicht lange Federlesens mit ihm, sondern drückte ihm mit seinen Klauen die Kehle so fest zusammen, daß er zu aller Gegenwehr untüchtig wurde und bald darauf ohne Leben zu Boden stürzte. Sobald der Drache todt war, siehe, da schnellte ein Hase aus ihm. Geschwind machte sich der Prinz zum Hund, jagte ihm nach und schnap! hatte er ihn beym Felle.

Nun machte er sich zum Menschen und hieb ihm den Kopf ab. Da flog eine weiße Taube heraus. Augenblicklich verfolgte er sie als Adler, und erwürgte sie. Jetzt fiel aus ihrem Schnabel eine Perl, die hob er auf und steckte sie zu sich, und nun hatte er, was er hatte haben wollen.

Er eilte nun voller Vergnügen nach der Stadt und wurde (weil der Mensch, der den Korb mit Brod und Wein hinausgetragen und alles mit angesehen hatte, schon voraus gelaufen war und alles haarklein erzählt hatte) mit lautem Jubelgeschrey empfangen. Er sollte sich nun eine Gnade vom König dafür ausbitten, daß er die Stadt von dem fürchterlichen Drachen befreyet hatte, und da fiel ihm der Prinz ein, dem zu Liebe er Schäfer geworden war.

„Wenn ich mir ja von Ew. Majestät eine Gnade ausbitten soll,“ sagte er, „so ist's diese, daß Sie mit dem unglücklichen Prinzen, (hier erzählt' er dessen ganze Geschichte) den

ich durch Erlegung des Drachens erlöst habe, die Regierung theilen möchten."

Der König, der ein Ururenkel des gottlosen Mirza, (so hieß der böse Bube, der seinen Bruder in einen Löwen verwandelt hatte) war, und durch diese That den Schandfleck eines seiner Vorfahren wieder einigermaßen abzuwaschen dachte, versprachs ihm bey Hand und Mund. Der Prinz sollte nun mit aller Gewalt noch einige Tage da bleiben; aber er entschuldigte sich und eilte, daß er wieder zu seinem lieben, guten Klärchen kam, das schmerzlich auf seine Zurückkunft wartete, und ihrer und des bezauberten Prinzen Erlösung sehnlich entgegen sah.

Der Prinz war jetzt auf dem Berge, in welchem sich das Schloß befand, angekommen, und konnte vor Begierde die Perl nicht geschwind genug aus der Tasche bringen. Kaum hatte er sie, nach der Vorschrift des Löwen in eine Spalte des Berges geworfen und sich als Adler auf einen Baum gesetzt; so geschah auf einmal

mal ein solcher Krach, daß dem Prinzen Hören und Sehen verging und der Berg war verschwunden. Ein prächtiges Schloß von Marmor stand an dessen Stelle, und an einem Fenster desselben die Prinzeßin Klara mit einem wunderschönen Prinzen. Klärchen, die den Adler, der dem Schlosse gerade über auf einem Baume saß, zuerst gewahr wurde und gleich merkte, daß es ihr Bräutigam sey, fragte den Prinzen, der neben ihr stand und noch vor wenig Minuten ein garstiger zotiger Löwe gewesen war: ob er wohl glaube, daß eben dieser Vogel, der dort auf jenem Baume säße, sein Erlöser sey? Der Prinz lachte und schien dadurch zu verstehen zu geben, daß er nichts weniger als dieses glaube. Aber die Prinzeßin wußte ihn bald zu überzeugen. Sie rufte den Adler zu sich, und dieser stand keinen Augenblick an, ihrem Befehle zu gehorchen. Er kam, setzte sich vor ihnen nieder und machte sich, als er sich von der Prinzeßin lange genug hatte streicheln und liebkosen lassen, endlich zum Menschen.

Die beyden Prinzen küßten und drückten sich und vergaßen darüber ganz, daß noch eine dritte Person zugegen war, der sie dadurch Zeit und Weile lang machten. Aber endlich kam die Reihe auch an sie. Die beyden Verliebten umarmten sich nach der langen Trennung sehr zärtlich und hatten sich noch tausend angenehme Dinge zu sagen, als sie Prinz Rosenmund (so hieß der Prinz, der kurz vorher ein Löwe gewesen war) erinnerte, daß es Zeit zum Essen sey.

Nun setzte sich das hübsche Kleeblatt zu Tische und ließ sich's recht wohl schmecken. Sie erzählten einander ihre Geschichten, und da versah es der Prinzeßin ihr Bräutigam und gestand, daß er kein Prinz, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein Jäger sey, dessen Eltern vor vielen Jahren gestorben wären. Die Prinzeßin war anfangs ein wenig böse darüber, daß er sie so hinters Licht geführt hatte; allein man weiß ja, die Liebe übersieht alles, und so verzieh sie ihm um seiner

ner

ner guten Gestalt und seiner übrigen guten Eigenschaften willen, von Herzen, und das um so eher, da sie Prinz Rosemund, der nicht wußte, wodurch er seinen Freund den wichtigen Dienst, den er ihm geleistet hatte, vergelten sollte, auf das dringendste darum bat.

Unterdessen daß diese Drey hier lachten und scherzten und es sich wohl seyn ließen, erscholl das Schloß, wo die Eltern der Prinzeßin wohnten von lauten Klagen und Heulen. Man glaubte nichts weniger, als daß der Prinz und die Prinzeßin je zurückkommen würden, und hatte deswegen schon um Beyde die Trauer angelegt. Auf einmal kam das Geschrey: Die Prinzeßin kommt! Man lief an die Fenster und siehe! eine schöne Kutsche mit sechs Pferden kam die Straße herab und gerade aufs Schloß zugerollt. Zwey Pagen öffneten den Schlag und hoben zum Erstaunen des Königs und der Königin, die beyde am Fenster standen, die Prinzeßin Klara, ihren Liebhaber und noch einen vornehmen Herrn, der ihnen ganz unbekannt war, aus dem Wagen.

Sie

Sie hatten sich noch nicht von ihrem Erstaunen erhohlt, als die Prinzeßin am Arme ihres Geliebten ins Zimmer trat. Sie stürzte ihren Eltern in die Arme und konnte, so wie diese, vor Freuden lange kein Wort hervorbringen. Erst nach einer geraumen Zeit bemerkten beyde Eltern, daß sie noch einen Gast zu bewillkommen hätten. Sie baten den Prinz Rosemund um Verzeihung, daß sie für Freuden über ihre wieder gefundene Tochter den Wohlstand bey Seite gesetzt und ihre Schuldigkeit gegen ihn nicht besser beobachtet hätten, und der Prinz dachte zu billig, als daß er ihnen dieses hätte verübeln sollen.

Als man sich nun genug bekomplimentirt hatte, begab man sich zur Tafel, und da mußte der Prinzeßin ihr Bräutigam alles erzählen, was sich seit der unglücklichen Jagd zugetragen hatte. Der König freute sich herzlich, daß sich sein Schwiegersohn so brav gehalten und leerte, (und das mußten jedesmal auch die übrigen thun) einen Becher Wein nach dem

andern

andern aus. Als die Prinzeßin sah, daß ihr Herr Papa ein Räuschchen hatte und wohl wußte, daß zu der Zeit etwas mit ihm anzufangen war, so entdeckte sie ihm, daß ihr Bräutigam kein Prinz, sondern nur ein Jäger sey.

„Pah!“ sagte dieser, „was liegt daran, ob er ein Prinz ist oder nicht. Er ist ein braver Junge, der mehr gethan hat, als alle Prinzen in der Welt. Wär er nicht gewesen, so wäre der junge Herr da (er wieß auf den Prinz Rosemund) noch immer ein Löwe. Kurz, wir sind ihm alle Verbindlichkeit schuldig, und darum soll er auch mein Schwiegersohn werden. Nicht wahr Mamachen,“ fuhr er fort, indem er sich zu seiner Gemahlin wendete und sie in den Backen kneipte, „Du hast auch nichts dawider?“

Aber der Königin sah man's an, daß es ihr nicht ganz einerley war, ob ihr Schwiegersohn ein Prinz oder nur ein Jäger sey. Da

sie

sie ihm aber doch ihre Tochter, die sie wie ihren Augapfel liebte, zu verdanken hatte, und den dummen Streich, den sie gleich anfangs gemacht, gern wieder gut machen wollte, so war sie's endlich auch zufrieden.

Der Tag, wo das verliebte Paar vermählt werden sollte, wurde fest gesetzt, und das Beylager mit allem Pomp vollzogen. Einige Tage darauf reißte Prinz Rosemund nach B****r und wurde von seinem Vetter außerordentlich freundlich aufgenommen. Er heyrathete eine überaus schöne Prinzeßin, Namens Kunigunde, und verlebte mit ihr viel wonnevolle Tage.

So lange der alte König lebte, ließ ihm Prinz Rosemund die Regierung, und das konnt' er auch, denn jener war schon ein sehr alter Herr, und er, weil er während der Zeit, daß er Löwe gewesen, nicht älter geworden war, nur etwas über achtzehn Jahr alt. Er begnügte sich daher bloß mit einigen schö-

nen Schlössern, die er sich ausbat, und wo er mit seiner Gemahlin so lange residirte, bis der alte König starb. Nach dessen Tode aber bekam er das Reich und regierte darinn viele Jahre als ein guter König, und seine Unterthanen trugen ihn fast auf den Händen.

Die

Die
Zaubersalbe.

Eine
Hexengeschichte.

Länger als vor hundert Jahren ritt einmal ein junger Edelmann mit seinem Bedienten nach einer großen Stadt, um dort seines Vaters Schulden einzutreiben. Unterwegs traf er noch einige andere Reiter an, die auch dahin wollten, und leistete ihnen Gesellschaft. Der Junker, der noch nie in dieser Stadt gewesen war, fragte seine Gesellschafter: wo ein gewisser Kaufmann wohne, den er ihnen nannte? Er habe Briefe an ihn abzugeben und wolle, weil er nicht gerne im Gasthofe logiren möchte, einige Tage bey ihm bleiben.

„O," sagte der eine von seinen Reisegefährten: „Der ist mir sehr wohl bekannt. Er wohnt in der und der Straße und sein Haus liegt mitten in einem Garten. Aber er ist gar ein wunderlicher Mann; er hat Geld in Menge, ist aber dabey so filzig, daß er keinem Armen einen Bissen Brod giebt."

Das war eine traurige Nachricht für den jungen Baron. Er stellte sich schon im Geiste vor, wie schlecht unter solchen Umständen der Empfang seyn würde, und wäre, hätte es bloß bey ihm gestanden, gewiß nicht zu ihm gegangen, sondern hätte sich in den ersten den besten Gasthof einlogirt, wenn sein Vater, ein hitziger Kopf, der streng auf Subordination hielt, es ihm nicht ausdrücklich befohlen hätte.

Als er nahe an die Stadt kam, nahm er von seinen Gefährten Abschied und ritt nach des Kaufmanns Wohnung, die ihm beschrieben worden war. Er pochte an der Gartenthür an und sogleich erschien die Hausmagd und fragte ihn zu wem und was er wolle? Als sie sattsam von der Absicht seines Besuchs unterrichtet war, bat sie ihn sich nur so lange zu gedulden, bis sie es ihrem Herrn, ohne dessen ausdrücklichen Befehl sie durchaus niemand einlassen dürfte, gesagt hätte. Sie schloß hierauf die Thüre zu und lief nach dem Wohnhause, kam aber bald zurück und nöthigte ihn herein zu gehen.

Sie führte ihn zu ihrem Herrn, der eben mit seiner Gattin sein Abendbrod verzehrte, und wurde von diesem, der ihn Anfangs nicht kannte, aber aus dem Briefe bald kennen lernte, wider Verhoffen sehr freundschaftlich aufgenommen.

Den andern Morgen ging der Junker aus, seine Geschäffte zu besorgen. Kaum hatte er aber einige Straßen durchwandert, so hörte er sich beym Namen rufen. Er sah sich um und erblickte eine Dame, die ihm winkte, daß er ein wenig verziehen sollte. Sie war jung und schön, und schien, ihrem Putze und den vielen Bedienten nach zu schließen, die ihr folgten, wenigstens eine Gräfin und sehr reich zu seyn.

Der Junker bezeigte ihr, als sie ihm näher kam, seine Verwunderung darüber, daß sie ihn beym Namen zu nennen wußte, und erkundigte sich mit wem er die Ehre hätte zu sprechen?

„O," sagte die Dame, „ihre Frau Mutter und ich sind die intimsten Freunde. Schon lange hoffte ich auf eine Gelegenheit, ihr Beweise

weise von meiner fortdauernden Freundschaft geben zu können, und ich freue mich innig, daß ich sie endlich einmal gefunden habe. Kommen Sie mit mir, mein ganzes Haus und alles was ich besitze steht Ihnen zu Diensten."

Ich bedaure von Herzen, versetzte der Junker, daß ich von ihrer Gütigkeit keinen Gebrauch machen kann. Ich mag nicht gern meinen Wirth, den Kaufmann **, beleidigen, und das würde ich, wenn ich so schnell sein Haus verließ.

„O, wenn der Kaufmann ** ihr Wirth ist," fuhr die Dame fort, „so werden Sie diesen dadurch, daß Sie sein Haus so schnell verlassen, gewiß nicht beleidigen, sondern dieser karge Mann wird Ihnen noch dafür danken."

Das wird mir schwer zu glauben, versetzte der Junker, denn bis jetzt hat er seinen Geitz noch nicht gezeigt und meinetwegen grössern Aufwand gemacht, als mir lieb ist.

„Nun wenn Sie durchaus mein Anerbiethen nicht annehmen wollen," erwiederte die Dame, indem sie den Junker ein wenig bey Seite führte: „so hüthen Sie sich wenigstens

vor

vor des Kaufmanns Frau. Sie ist eine Erzzauberin, die nach Gefallen sich und andere Menschen in andere Gestalten verwandeln kann. Sie ist den Mannspersonen eben nicht abgeneigt und wehe dem Jünglinge, der, wenn sie einmal gegen ihn entbrannt ist, ihr nicht ihren schändlichen Willen thut. Er muß für seine Wiedersetzlichkeit entweder mit dem Leben büßen, oder wenigstens in einer andern ihr gefälligen Gestalt einher wandeln. Ich wiederhohle es Ihnen noch einmal; hüthen Sie sich vor ihr! Sie sind jung und ganz dazu geschaffen, dem Frauenzimmer zu gefallen. Wie leicht können Sie daher dem wollüstigen Weibe gefallen. Ich zittere für Sie, wenn ich daran denke."

Der Junker der in seinem Herzen dieses für Possen und abergläubischen Schnickschnack hielt und heimlich darüber lachte, dankte der Dame für ihre gütige Sorgfalt und versprach ihr, sich so sehr in Acht zu nehmen und diesem gefährlichen Weibe so weit auszuweichen, als er nur könnte. In seinem Herzen aber beschloß

er gerade das Gegentheil zu thun und alles anzuwenden, sie in sich verliebt und auf ihn eifersüchtig zu machen.

Er war also kaum nach Hause gekommen, so versuchte er durch Liebkosungen, gute Worte und Versprechungen das Kammermädchen zu bereden, ihm zu wissen zu thun, wenn ihre Frau sich in eine andere Gestalt verwandelte.

Das Mädchen machte anfangs einige Schwürigkeiten; endlich aber ließ sie sich doch bereden, es ihm zu versprechen, und kam auch wirklich wenige Tage darauf zu ihm und hinterbrachte ihm daß sich ihre Frau in einen Vogel verwandeln und zu ihrem Geliebten fliegen wolle.

Der Junker, der, wie ich schon gesagt habe, bisher alles für Scherz gehalten hatte, konnte sich nicht genug verwundern, allein das Mädchen versprach, ihn in kurzem davon zu überzeugen und führte ihn auch, sobald es Nacht war in ein Zimmer, wo er durch eine Spalte,

die

die sich in der Thür befand, alles sehen konnte, was in dem Zimmer der Kaufmannsfrau vorging.

Es dauerte nicht lange so kam diese aus einem Seitenzimmer heraus und hielt in der einen Hand ein angezündetes Licht und in der andern zwey kleine Kügelchen. Sie drehte sich schnell in einem Kreise herum und hielt, indem sie einige unverständliche Worte dazu sprach, das eine dieser Kügelchen über das brennende Licht und plötzlich verbreitete sich ein sehr lieblicher Geruch in dem Zimmer. Hierauf schloß sie eine große eiserne Kiste auf, die mit vielen großen Schlössern versehen war, und nahm eine von den Büchsen heraus, womit die Kiste bis oben angefüllt zu seyn schien. Was nun eigentlich in dieser Büchse sich befand, das konnte der Junker nicht erkennen; er schloß aber aus dem Gebrauche, den die Kaufmannsfrau davon machte, daß es eine Salbe seyn möchte.

Kaum hatte sie sich damit bestrichen, so wuchsen ihr am ganzen Leibe Federn; die Arme wurden zu Flügeln und die Nase zu einem

krummen hörnernen Schnabel. Kurz, in wenigen Minuten war sie eine vollkommene Nachteule und schrie auch eben so fürchterlich. Sie flog durch das offene Fenster und ließ den Junker voll Verwunderung ihr nachstaunen. Seine Meynung, daß es gar nicht möglich sey, sich in Thiere zu verwandeln, war also durch den Augenschein widerlegt, und von dem Augenblicke an beschloß er, in der Welt nichts mehr für unmöglich zu halten.

Die Kaufmannsfrau hatte in der Eil vergessen, die Kiste wieder zu verschließen und der Junker, der doch gern sehen wollte ob er, wenn er sich eben so, wie er es gesehen hatte, aus einer dieser Büchsen salbte, auch eine andere Gestalt bekäme, bat das Mädchen ihm doch eine davon in der Nähe sehen und ihn einen ähnlichen Versuch machen zu lassen, und dieses gutmüthige Geschöpf war auch so unbesonnen und hohlte ihm eines dieser Büchsgen.

Aeußerst neugierig zu sehen, ob die Salbe bey ihm die nemliche Wirkung thun würde, und

und zu wissen wie es ihm wäre, wenn er in eine andere Gestalt verwandelt würde, bestrich er sich damit auf eben die Art, wie er es so eben gesehen hatte. Kaum war dieses geschehen, so fühlte er sich auch schon verwandelt. Er bekam an Händen und Füßen Huf, und aus seinem spitzig gewordenen Kopfe schossen lange Ohren hervor. Mit einem Worte, er wurde, nicht wie er vermuthete und wünschte, ein Vogel, sondern ein vollkommener — Esel. Er wollte eben dem Mädchen darüber, daß sie ihn (denn er glaubte sie habe es mit Vorsatz gethan) statt in einen Vogel, in ein so verächtliches Thier verwandelt hätte, die bittersten Vorwürfe machen, als er zu Vermehrung seines Schmerzens bemerkte, daß er mit der menschlichen Gestalt auch die menschliche Stimme verlohren hatte.

Das arme Mädchen, das über die Folgen ihres Versehens in die äußerste Bestürzung gerathen war, bat ihn inständig, ihr zu verzeihen und nur diese einzige Nacht Geduld zu haben. Sie wolle ihn mit Anbruch des Tages Rosen

bringen, deren Genuß ihm seine natürliche Gestalt wieder geben würde, und streichelte ihn so lange, bis er endlich durch ein Ja ihr zu verstehen gab, er habe ihr ihren Fehler verziehen.

Er trabte nun zum Stalle und wurde von den da befindlichen Pferden und Mauleseln eben nicht gar freundschaftlich aufgenommen. Sie hielten ihn für ihres Gleichen und behandelten ihn daher auch so. Da er ihnen nun nicht sagen konnte, daß er ein Edelmann und kein Esel sey: so zog er sich in einen Winkel zurück und stellte daselbst traurige Betrachtungen über sein unglückliches Schicksal an.

Gegen Mitternacht, als er eben ein wenig zu schlummern anfieng, entstand ein Geräusch, als wenn eine Mauer einstürzte. Der Junker sah sich schüchtern um und wurde zu seinem größten Schrecken gewahr, daß die eine Wand des Stalles ganz eingeschossen war und eine ganze Schaar Räuber succeßiv durch die Oeffnung hereindrangen. Sie waren alle mit

mit Schießgewehr bewaffnet, und der Junker, der vor Angst die mit ihm vorgegangene Metamorphose vergaß, glaubte nichts gewissers, als daß sie ihn ermorden wollten.

Allein er irrte sich. Sie hatten etwas Wichtigers vor, als daß sie sich lange mit einem Esel hätten abgeben können. Sie verließen, wie sie alle beysammen waren, sehr bald den Stall und eilten auf das Wohnhaus zu. Hier banden sie dem Kaufmann und seiner Frau Hände und Füße und nahmen dann alles was sie fortbringen konnten. Als sie nun alles auf den Hof gebracht hatten, kam die Reihe auch an die Pferde und Esel. Diesen luden sie ihre Beute auf und trieben sie dann vor sich hin durch ein ödes Gebirge.

Der Junker, der auch nicht verschont geblieben, und solche Lasten zu tragen nicht gewohnt war, stürzte einmal über das andere unter seiner drückenden Last zu Boden; wurde aber allemal durch ein paar derbe Hiebe von dem hinter ihm gehenden Räuber wieder aufzusteigen und weiter zu traben aufgemuntert.

Diese Behandlung war unserm Junker äußerst mißfällig, und er gerieth darüber fast in Verzweiflung. Er bat den Himmel, so gut er konnte, laut und inbrünstig, seinen Leiden auf diese oder jene Art ein Ende zu machen; allein die Räuber, welche fürchteten sein Geschrey möchte die Leute aus dem Schlafe wecken und ihnen die richtige Spur sie zu verfolgen zeigen, schlugen so lange auf ihn zu, bis er schwieg und ruhig seinen Weg verfolgte.

Ungeachtet die Räuber, als es Tag wurde, schon einen ziemlichen Weg zurück gelegt hatten, so nahmen sie sich doch, aus Furcht man möchte sie einhohlen, nicht so viel Zeit, um gehörig zu frühstücken, sondern setzten ihren Weg fort bis um die Mittagszeit, wo sie in einem Gasthofe anlangten, dessen Wirth, wie man aus der Freundlichkeit und den verfänglichen Reden abnehmen konnte, die sie unter einander führten, mit ihnen einverstanden war, und um alle ihre Spitzbübereyen wußte; aber des Genusses wegen den er von ihnen hatte, zu allem schwieg.

Dieser, der wohl vorher gewußt haben mochte, daß die Räuber um diese Zeit bey ihm eintreffen würden, und sich schon auf sie eingerichtet hatte, trug gleich ein gutes Mittagsbrod auf und gab dann auch den Thieren, die jetzt ihrer Bürden entladen waren, ihr gewöhnliches Futter.

So hungrig der Junker auch war, so wollte ihm diese Kost doch nicht schmecken. Er sah sich daher allenthalben um, ob er nicht vielleicht etwas finden möchte, das eher für seinen Appetit sey, und bemerkte durch die offene Stallthüre einen Gemüsegarten. In diesen begab er sich, als er merkte, daß alles in der Stube sich befand, und ließ sich die daselbst befindlichen Rettige, Rüben und Möhren vortrefflich schmecken. Als er seinen Hunger ziemlich gestillt hatte, sah er an der einen Seite des Gartens rothe Blumen. Er hielt sie für Rosen, lief hinzu und verschluckte sie in der Hoffnung dadurch wieder zum Menschen zu werden. Aber kaum hatte ihn der Gärtner von diesen Blumen, die nichts weniger als

Rosen waren, fressen sehen, so kam er schnell mit einem großen Prügel in der Hand auf ihn zugelaufen und schlug auf ihn los. Als er es fast nicht mehr ausstehen konnte und der grobe Gärtner gar nicht aufhörte seinen Rücken zu zerbläuen, wurde er endlich ungeduldig, schlug von hinten aus und streckte den unbarmherzigen Gärtner zu Boden.

Aber kaum hatte der Junker dies gethan, so bereuete er es auch; denn er stellte sich leicht vor, daß der Gärtner hierdurch noch mehr gereitzt, von neuem anfangen würde auf ihn zu zuschlagen. Er hielt es daher für besser die Flucht zu ergreifen, als hier stehen zu bleiben und den Ausgang dieses verdrießlichen Handels abzuwarten.

Er lief auch wirklich durch die Hinterthüre des Gartens, die eben offen stand, einem Gebirge zu; allein einige große Hunde, die der Gärtner, der sich wieder aufgeholfen hatte und ihn laufen sah, auf ihn hetzte, nöthigten ihn gar bald wieder zu seinem Stalle zurück zu kehren.

Hier empfing er den Lohn für seine unüberlegte Rache. So lange der Gärtner nur einen Arm regen konnte, schlug er auf ihn los, und dieses dauerte so lange, bis der Junker endlich zu Boden stürzte und fast ohne Leben liegen blieb.

Unterdessen hatten die Räuber abgegessen und wollten nun ihren Weg weiter verfolgen. Ungeachtet nun des Junkers Rücken über und über voller Schwülen war und er vor Mattigkeit kaum stehen konnte; so mußte er sich doch gefallen lassen, seine Bürde wieder aufzunehmen und mit den Räubern weiter zu wandern.

Diesesmal wurde es ihm weit saurer, als das vorigemal, und er beschloß in seiner Verzweiflung, als todt niederzufallen und sich durch keinen Schlag wieder in die Höhe bringen zu lassen. Allein er besann sich bald anders. Einer seiner Kameraden, der thun mußte was er zu thun sich vorgenommen hatte, wurde so barbarisch behandelt, daß der Junker beschloß, alles zu leiden, was man auch mit ihm vornehmen würde.

Nachdem die Räuber, die keine Zeit zu verliehren hatten, den gefallenen Esel, der weder durch Prügel noch durch andere grausame Behandlungen, wieder auf die Beine zu bringen war, mit ihren Säbeln alle vier Füße abgehauen, zerstümmelt, und um seinen Tod zu befördern, den steilen Felsen hinunter gestürzt hatten, vertheilten sie die ihm abgenommene Last unter die übrigen und zogen dann weiter.

Gegen Abend kamen sie in ein Wirthshaus. Die Wirthin, ein altes häßliches Weib, das eben am Feuer saß als die Räuber ankamen, machte gleich Anstalt zum Essen und gab auch den Thieren das ihnen gehörige Futter, die es sich auch recht wohl schmecken ließen. Nur dem Junker, der diese Kost gar nicht gewohnt werden konnte, wollte es nicht zu Halse. Er sah sich allenthalben um, ob er nicht vielleicht etwas gewahr würde, das er genießen könnte, und erblickte endlich ein Brod, das nicht weit von ihm auf einem Tische lag. Er gab genau acht, wenn die Wirthin in die Küche oder

Stube

Stube ging und hohlte, als sie dies that, das Brod und ließ es sich wohl schmecken.

Einige Tage nachher gingen die Räuber wieder auf den Fang aus, und ließen nicht mehr als einen einzigen jungen Menschen zurück. Der Junker hätte gern wieder einen Versuch gemacht heimlich zu entlaufen, allein der junge Mensch gab zu sehr auf ihn acht, als daß er dies hätte wagen können. Er mußte sich also geduldig in sein Schicksal ergeben.

Zwey Tage darauf, um Mitternacht, kamen die Räuber wieder zurück und brachten ein sehr schönes Mädchen mit sich, das sie der Wirthin angelegentlich empfohlen, sich dann in eine andre Stube begaben und ihr Abendbrod verzehrten.

Den Morgen darauf kam einer ihrer Spionen und meldete, daß ein reicher Kaufmann die Straße daher zöge. Sogleich machten sie sich reisefertig, rüsteten sich und zogen mit ihren sämmtlichen Pferden und Eseln, worunter

ter sich der Junker natürlich auch befand, ihm entgegen.

Als sie den Kaufmann bey einem Walde vorbey ziehen sahen, fielen sie den Pferden in die Zügel, und schlugen ihn und seinen Fuhrmann todt. Dann spannten sie die Pferde aus und nahmen diese, so wie alles übrige was der Kaufmann bey sich gehabt hatte, mit sich in den Wald. Hier vergruben sie ihre Beute und kehrten dann wieder zurück.

Unterwegs hatte sich der Junker an einem spitzigen Steine verwundet und mußte hinken. Als er aber hörte, daß die Räuber willens waren, ihn von einem Felsen hinab zu stürzen; so verbiß er seinen Schmerz und zwang sich gerade zu gehn. Doch dieses Unglück, das ihn betraf, gereichte zu seinem Glück; denn wäre der Junker nicht hinkend geworden, so hätten ihn die Räuber, die ihn deswegen für untüchtig hielten, sie diesen Abend in den Wald zu begleiten, um die geraubten Schätze zu hohlen, nicht zu Hause gelassen und an seiner statt die zwey geraubten Pferde mitgenommen.

Als sich die Räuber entfernt hatten, ließ sich der Junker abermals beygehen, heimlich zu entlaufen. Kaum aber war er bis in den Hof gekommen, als das alte Weib, das ihn nach der Thüre zulaufen sah, laut zu schreyen begann und ihn aufzuhalten versuchte. Das schöne Mädchen, dessen ich oben erwähnt habe, hörte den Lerm und kam herzugesprungen; aber weit entfernt, daß sie dem Esel an seiner Flucht hätte hinderlich seyn sollen, hielt sie dieses vielmehr für ein bequemes Mittel den Räubern zu entkommen. Sie schwang sich, nachdem sie vorher die Wirthin zu Boden geworfen hatte, auf ihn und eilte im vollem Gallop der nächsten Stadt zu. Allein bey einem dreyfachen Scheidewege begegneten ihnen ihre Feinde, und diese, die sie bey dem hellen Mondenscheine gar wohl erkannten, nöthigten sie mit Spott und Hohn wieder umzukehren.

Die Räuber überlegten eben, wie sie das Mädchen für ihre Flucht bestrafen wollten, als sie aufgehoben und dem Richter der dasigen Gegend zur Untersuchung und Bestrafung überliefert wurden.

Wie froh war unser Junker, als er sich aus den Händen der Räuber befreyet sah! Er suchte so gut er konnte, dem Liebhaber des Mädchens (denn dieser war es eben, der den Aufenthalt der Räuber ausgekundschaftet und sie in die Gefangenschaft geliefert hatte) seine Freude und Dankbarkeit zu erkennen zu geben, und folgte ihm voller Vergnügen in die Heymath seiner Elendsgefährtin, die er auf seinem Rücken trug.

Die Freude der Eltern, daß sie ihre schon verlohren gegebene Tochter wieder umarmen konnten, ist nicht mit Worten auszudrücken. Sie ließen gleich alle Nachbarn und gute Freunde zusammen kommen und feyerten die Wiederkunft ihrer Tochter, die noch heute mit ihrem Geliebten vermählt wurde, mit einem Schmause, desgleichen in dieser Stadt noch nicht gegeben worden war.

Jetzt schien es, als ob sich die traurige Lage des Junkers ändern würde. Die nunmehrige Frau Baronin hatte ihrem Vater erzählt, was

für

für einen treuen Gefährten sie in ihrem Elend an dem vermeintlichen Esel gehabt habe, wie bereitwillig er gewesen sey, ihre Flucht zu befördern, und bat ihn, diesem jetzt es dadurch zu vergelten, daß er ihn frey von aller Arbeit seyn und mit den übrigen Pferden hinaus auf die Weide treiben ließe.

Ihr Vater, der froh war, daß er sie wieder hatte, versprach alles zu thun, was sie nur von ihm verlangen würde, und schon den andern Tag wurde der Junker mit hinaus aufs Feld getrieben.

Allein er genoß diese Freyheit nicht lange. Denn der Hirte ließ ihn schon den andern Tag zu Hause, wo er die Mühle ziehen mußte, und das hätte er vielleicht auch noch gern gethan, hätte man ihm nur sein bestimmtes Futter gereicht. Aber das geschahe nicht, sondern die Frau des Hirten nahm die Gerste, die, für ihn bestimmt war und an die er sich auch schon gewöhnt hatte, und verkaufte sie, und er mußte mit elenden Kleyen vorlieb nehmen.

Der Junker gerieth über sein unglückliches Schicksal in Verzweiflung und beschloß, sich von einem Felsen hinab zu stürzen, oder wenn man ihn daran verhinderte, zu verhungern.

Aber bald änderte er seinen Vorsatz. Beyde Eltern der Baronesse starben bald hintereinander, und es entstand das Gerücht, daß auch sie mit ihrem Gemahl auf einem Spaziergange am Ufer des Meeres von den Wellen wäre verschlungen worden. Sogleich ergriffen ihre leibeigenen Diener diese Gelegenheit sich frey zu machen. Der eine floh hier hin und der andere dort hin, und jeder nahm mit sich, was er fortbringen konnte. Daß nun der, welcher über den Stall gesetzt war, sich nicht vergaß, kann man sich denken. Er lud alles, was er bekommen konnte, auf den Esel und einige Pferde, und eilte damit davon.

Den dritten Tag kam er in eine Stadt, wo er seine Pferde und den Esel auf den Markt zum Verkauf führte. Zu den Pferden fand er auch bald Käufer, nur den Esel wollte niemand,

mand, und er hätte ihn gewiß wieder mitneh- men müssen, wenn ihn nicht ein Mönch noch gekauft hätte, um ein wunderthätiges Marien- bild darauf zur Schau in der Welt herum zu führen. Dieser nahm ihn mit in seine Her- berge zu seinen übrigen Collegen, und lud den andern Morgen das eben benannte Marienbild auf ihn. Als sie in ein großes Dorf kamen, begaben sie sich auf einen freyen Platz, und erzählten hier weitläuftig was dieses Bild alles für Wunder gethan habe. Hierauf ging einer von den Mönchen herum und sammelte nach Art der Bärenführer ein, und jedes gab ihm nach Vermögen.

Nachdem die Mönche ihre Collecte einge- sammelt hatten, zogen sie mit ihrem Esel wei- ter und kamen gegen Mittag in eine große reiche Stadt. Hier stahlen sie aus einer Kirche, wohin sie die heilige Jungfrau geschafft hatten, einen goldenen Becher. Da man ihn aber bald vermißte, so eilte man diesen saubern Herren nach, und weil man, als man sie ein- geholt und genau visitirt hatte, den Becher

in dem hohlen Leibe der wunderthätigen Jungfrau ganz zerschlagen fand; so nahm man sie fest, brachte sie wieder zurück in die Stadt und warf sie in finstre Gefängnisse zu andern Dieben und Missethätern. Den goldnen Becher bekam die Kirche, aus der er entwendet worden war, zurück, und die übrigen Haabseligkeiten der spitzbübischen Pfaffen wurden verkauft.

Auf diese Art kam der Junker in die Hände eines Müllers, der ihn viel arbeiten ließ und wenig Unterhalt gab. Aber auch hier blieb er nicht lange. Der Müller, der ihn nicht mehr zu seiner Arbeit tauglich fand, verkaufte ihn an den Koch eines reichen Cavaliers, und hier begann das Geschick dem Junker günstiger zu werden.

Der Koch sperrte ihn nicht in einen elenden Stall, wie alle seine vorigen Herren, sondern in ein großes weitläuftiges Gewölbe, wo der Abhub von der Herrschaftstafel aufgehoben wurde. Die machte sich denn unser Esel trefflich

lich zu Nutze. Er ließ sein Futter stehen und aß sich, so oft er sich sicher wußte, an diesen Ueberbleibseln satt, ohne daß jemand lange Zeit etwas merkte.

Endlich bekam man doch Verdacht und beschloß, den Esel einmal zu belauschen. Man war auch in der Entdeckung nicht unglücklich, denn der Esel, sobald er den Schlüssel vom Gewölbe abziehen hörte, ging nach seiner gewöhnlichen Art an den Tisch, worauf die Speisen standen, und ließ sichs recht wohl schmecken. Aber er erschrack nicht wenig, als er den Koch, der dieses durch ein in die Thüre gebohrtes Loch mit ansah, ganz ausgelassen lachen hörte. Da er sich aber nicht vorstellen konnte, daß er die Ursach dieses Gelächters sey; so ließ er sich auch weiter gar nicht stöhren, sondern fraß so lange, bis er zur Genüge hatte.

Unterdessen hatte der Koch das gesammte Hausgesinde herbey gerufen, um den Spaß mit anzusehen, und es entstand nun ein solches

Ge-

Gelächter, daß es der Herr vom Hause in seinem Zimmer hörte und nach der Ursach davon fragen ließ. Schon die Nachricht davon machte ihn lachen; als er aber selbst den Esel die abgetragenen Speisen mit so gutem Appetite verzehren sah, so stieg seine Verwunderung und Freude aufs höchste.

Er hatte diesen Abend Gesellschaft und beschloß derselben mit dem Esel ein Vergnügen zu machen. Er ließ in dem großen Saale, wo gespeißt werden sollte, für den Esel besonders serviren, und so viel und mancherley auftragen, daß sich zwölf Personen würden haben daran satt essen können.

Sobald die Gesellschaft beysammen war, ließ er den Esel hinauf hohlen und an den für ihn gedeckten Tisch führen und dieser fraß und trank zur größten Zufriedenheit seines Herrn und dessen Gäste, alles was ihm aufgetragen wurde, rein auf.

Hierauf übergab ihn der Edelmann der Sorgfalt eines seiner Bedienten und befahl

ihm

ihm denselben allerley poßierliche Künste zu lehren. Der Esel, dem das gute Leben, das er hatte gefiel, stellte sich auch nicht dumm dazu an, sondern lernte in kurzem Aufwarten, auf zwey Beinen tanzen, über den Stock springen und andere kurzweilige Sachen mehr.

Auf diese Art wurde er nach und nach in der ganzen Stadt bekannt, und jedermann wunderte sich, daß ein so dummes Thier, als wofür man den Esel gemeiniglich hält, so wunderbare Künste lernen könnte; aber keinem fiel es ein, daß der Esel vielleicht ein gnädiger Junker seyn könnte.

Nach Verlauf einiger Zeit reißte der reiche Cavalier, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat, in eine andere Stadt, einen seiner Freunde zu besuchen und nahm den künstlichen Esel mit sich.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Leute werden zusammen gelaufen seyn, als der Cavalier mit diesem Esel, von dessen Geschick-

schicklichkeit sich der Ruf hier schon ausgebreitet hatte, in die Stadt ankam. Alles strömte herzu, um den wunderbaren Esel zu sehen, und dieser war gezwungen, sich durch die Leute hindurch zu drängen, um seinem Herrn zu folgen.

Als sein Herr sah, daß sich die Leute so zu dem Esel drängten, ließ er auf Ersuchen seiner Freunde, den andern Tag auf dem Markte ein bretternes Gerüste bauen, auf welchem den andern Morgen der Esel das Publikum mit seinen Künsten vergnügen sollte.

Den andern Morgen führte man den Esel auf das Gerüste, wo er zum größten Erstaunen der zahlreichen Zuschauer, die wunderbarsten Kunststücke machte. Das Volk war über seine Künste so begeistert, daß es nicht unterlassen konnte, ihn, sobald er vom Gerüste wieder herunter gestiegen war, mit Blumenkränzen zu behängen. Sobald er aber unter diesen einige Rosen erblickte, so verschlang er dieselben begierig, und in dem

Augenblicke war er zum größten Erstaunen aller Zuschauer in einen jungen wohlgestalteten Menschen verwandelt.

Alles schrie: Mirakulum! und hielt ihn für einen großen Zauberer und Hexenmeister, der sogleich verbrannt werden müßte. Allein der dasige Rath nahm sich des Junkers an und bat das Volk, sich nur so lange zu beruhigen, bis man ihn verhört hätte. Man ließ sich endlich dies unter der Bedingung gefallen, daß das Verhör sogleich seinen Anfang nähme.

Dies geschahe denn auch. Sobald aber der Junker seine Geschichte und das Unglück das er erlitten, weitläuftig erzählt hatte, las man in den Augen aller Zuhörer, wie tief sie sein Unglück rührte und wie innig sie Antheil an der Freude nahmen, die er über seine glückliche Entzauberung empfand.

Hierauf begleitete man ihn unter lauten Glückwünschungen in die Wohnung seines gewesenen Herrn, der ihn sogleich seinem

Stande gemäß kleiden und equipiren ließ. Sobald er sich bey diesem noch einige Tage aufgehalten hatte, nahm er Abschied und reißte zu seinem Vater, den er durch seine Wiederkunft in die größte Freude versetzte.

Das viele Unglück, das er hatte ausstehen müssen, hatte ihn, wenn auch nicht zu einem weisen, doch zu einem vernünftigen und leutseligen Manne gemacht, der nie von seinen Untergebenen mehr forderte, als sie zu leisten vermögend waren, wofür er aber auch von ihnen geschätzt und geliebt wurde.

Die
Waldgöttin.

Eine
Feengeschichte.

Vor langen Zeiten lebte ein Graf, Namens Ulrich. Dieser heyrathete eine Gräfin, die wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums weltbekannt war. Da der Graf, eh' er seine geliebte Gräfin zur Gemahlin erhielt, viele Schwierigkeiten fand, die ihm von ihren Eltern gemacht wurden; so that er an seinem Hochzeittage das Gelübde: daß, wenn seine Gemahlin in zwey Jahren keinen Erben ihm geben sollte, er einen Kreuzzug thun, und ein goldnes Kind in die Kapelle ohnweit dem heiligen Grabe verehren, hundert Saracenenköpfe dem Pabst liefern, und kniend den Berg Golgatha hinaufklettern wollte.

Zwey Jahre waren nun seit seiner Verheyrathung verflossen, und die schöne Gräfin

Brighilde gab ihm noch immer keinen Erben, als Graf Berthold, welcher vor Ulrichs Veste vorbey ziehen mußte und wegen Wind und Wetter nicht weiter kommen konnte, von Graf Ulrichen eingeladen wurde, die Nacht bey ihm zu herbergen. Graf Berthold nahm die Einladung an, theils um Bekanntschaft mit der schönen Gräfin zu machen, die er schon längst hatte rühmen hören, theils aus unumgänglicher Nothwendigkeit, weil sein Pferd alle vier Hufeisen verlohren hatte.

Die schöne Brighilde und der schöne Berthold, den man wegen seiner vortreflichen Gestalt nur den schönen Ritter hieß, waren in kurzem die besten Freunde, und bald war er so oft bey dem Grafen Ulrich, daß man ihn fast wenig mehr zu Hause antraf. Wenige Zeit gehörte dazu, um eine völlige Liebesgeschichte zwischen ihnen anzuspinnen, doch mußten sie sich sehr in Acht nehmen, weil Ulrich etwas eifersüchtig war, und gar nicht gern gesehen haben würde, daß seine Frau einem andern mit Liebe zugethan gewesen wäre. Der Graf

Berthold lag daher der Gräfin an, ihrem Gemahl zu rathen, seinen Kreuzzug zu beschleunigen. Sie bot also alle ihre Weiberlist auf, auch Thränen wurden nicht gespart, und nach einigen Monaten Mühe und Arbeit beredete sie endlich ihren Gemahl, seinen Kreuzzug anzutreten. Er eilte also nach den erforderlichen Vorbereitungen von Beten und Messe lesen unter vielen Umarmungen von seiner Gemahlin nach Frankreich, um mit dem heiligen Ludwig seinen Kreuzzug anzutreten.

Kaum war der gute Herr aus seiner Veste, als die Gräfin, welche für gut fand, beym Abschiede aus einer Ohnmacht in die andre zu fallen, sich eilig wieder erhohlte, und ihrem geliebten Berthold die fröhliche Botschaft bringen ließ, daß ihr Gemahl die Reise angetreten hätte.

Schnell setzte er sich zu Pferde und eilte nach der Veste der schönen Strohwittwe, und nun ging alles herrlich und in Freuden. Alle Tage wurde in Schmauß und Brauß gelebt,

und der schöne Graf Berthold vergaß ganz seiner guten Gemahlin. Bald darauf fing man an, sich ins Ohr zu raunen, daß es schien, als ob die Gräfin Brighilde was unterm Herzen trüge und daß ihr Gemahl seine Reise hätte ersparen können. Wirklich kam die Gräfin mit einem wohlgestalteten Sohne nieder; man sprach zwar sehr laut davon, wie dieses wohl zugehen möchte, aber lange nicht so laut, als ein Jahr darauf, da sie mit dem zweyten niederkam; doch das dritte Jahr hörte man völlig auf darüber Glossen zu machen, als sie eine Tochter gebahr, welche an Schönheit ihrer Mutter nichts nachgab.

Unterdessen daß sich dieses hier zutrug, hatte Graf Ulrich seine Gelübde aufs strengste vollzogen. Er war auch schon zu Paris wieder angekommen, und da er voll Hoffnung war, nächstens einen Erben zu bekommen, so schickte er einen von seinen Reisigen voraus, seiner Gemahlin seine glückliche und baldige Ankunft zu verkünden Er blieb nur noch so lange in Paris, als es die höchste Noth erforderte,

derte, und eilte dann in die Arme seiner innigstgeliebten Gemahlin zurück.

Die Gräfin war in großer Verlegenheit, was sie mit den Kindern anfangen sollte, doch Graf Berthold riß sie bald aus aller Noth. „Ich habe einen Bruder," sagte er, „welcher die Tochter des Saracenenkönigs geheyrathet hat; dieser Bruder wird schwerlich wieder nach Deutschland kommen. Mein treuer Knecht Wunnibald soll also diese drey Kinder, als die Kinder meines Bruders, meiner Gemahlin bringen." — Dieß geschah, und Bertholds Gemahlin, welche sehr fromm war, sah dieses als eine Gelegenheit an, ein gutes Werk zu verrichten und nahm die Kinder mit Freuden auf.

Eben war die Gräfin Brighilde in ihrer Kapelle, um für die glückliche Ankunft ihres Gemahls zu beten, als er hereintrat und für Freuden über ihre Frömmigkeit ihr weinend um den Hals fiel. Nun gab es nichts als Feste und die Spenden in die Klöster wurden nicht vergessen; alles lebte in Freuden und nie-

niemand gedachte der vorigen Ausschweifungen der Gräfin mehr, als sie nach einem Jahre mit Zwillingssöhnen niederkam. Der Graf, der außer sich vor Freuden war, schickte gleich ein ganz maßivgoldnes Kind in die Kapelle am heiligen Grabe, und die Eintracht der beyden Eheleute erhielt sich bis die Kinder zwey Jahr alt waren, dann aber vergaß die Gräfin nach und nach ihren guten Vorsatz, nicht mehr des Grafens Berthold zu gedenken, und erregte von neuem die alte, beynahe vergessene Eifersucht des Grafen. Er erkundigte sich nach dem Betragen seiner Gemahlin während seiner Abwesenheit, und erfuhr mancherley Dinge, die ihm zu besondern Betrachtungen Anlaß gaben.

Zu eben dieser Zeit that der heilige Ludwig eine Wallfahrt nach einem Wunderbilde und lud Graf Ulrichen dazu ein, welcher des langen Stillsitzens müde, diese Gelegenheit begierig ergriff, zumal da er in seinem Hause nicht mehr ganz zufrieden lebte.

Eines Tages, als er in tiefen Gedanken vor sich hinritt, befand er sich in dem Ardenner=

nerwald, ohne eigentlich zu wissen wie er dahin gekommen sey. Müde und durstig eilte er zu einer Quelle, schöpfte Wasser mit seinem Helme, und nachdem er sich damit erquickt hatte, legte er sich unter den nächsten schattigten Baum. Eben da er im Begriff war einzuschlafen, und das Portrait seiner Gemahlin, welche mit ihren Zwillingskindern in den Armen gemahlt war, noch einmal mit Thränen ansah, brachen die Bäume des Waldes in ein lautes Gelächter aus; er hörte auch sprechen, aber das Lachen verhinderte ihn, was davon zu verstehen. Indem geboth eine noch lautere Stimme Stillschweigen, und fing also an zu ihm zu reden:

„Guter Ulrich, wie betrügst Du Dich! Du glaubst, deine Frau sey Dir treu; aber profit die Mahlzeit! sie ist es nicht. Eins mußt Du mir bey dem Namen der heiligen Mutter Gottes versprechen, das, was Du erfahren wirst, weder an deiner treulosen Gemahlin noch an ihrem strafbaren Liebhaber zu ahnden. Ich bin auch eine unglücklichliebende

Frau,

Frau, mein Gemahl ist Amaranth, Graf von Ardenne, der mich viele Jahre mit seinen glatten Worten eingeschläfert hat; endlich hat er aber meine Rache empfunden, und ich mache mir die Freude alle diejenigen, welche durch diesen Wald reisen und in meinem und deinem Fall sind, aus dem Irrthum zu ziehen: willst Du mehr wissen, so gehe der Nase nach!" —

Der Graf wollte noch mehr fragen; das Gelächter hub aber wieder an und die Stimme antwortete nichts mehr. Er fühlte einen Drang der Neugierde in sich, den er sonst nie verspürt hatte, und seine Füße liefen fast eben so geschwind nach dem angewiesenen Orte, als seine Gedanken.

Kaum begann er den ersten Schritt zu thun, als er schon mit der Nase vor das Thor eines Schlosses stieß, das auf diesen Stoß mit großem Geknarre aufging. „Die Weiber können doch das Necken nie lassen!" sagte Ulrich indem er sich seine Nase rieb, die von dem Stoße viel gelitten hatte, und ging hinein.

Er

Er hörte hier die nämliche Stimme, welche mit ihm im Walde gesprochen hatte, und die ihn mit freundlichen Worten in den Saal nöthigte. „Herein, lieber Graf,“ sagte sie, „sey gutes Muthes und habe keinen Scheu! Frag nun so viel Du willst.“

Der Graf, durch diese Güte beherzt gemacht, erkundigte sich zuerst nach dem Wohl seiner Kinder. Kaum hatte er aber diese Frage gethan, als alle vier Wände laut zu lachen anfingen und ihm zur Antwort gaben:

„Sie befinden sich alle Fünfe recht wohl! —

Was, fünf Kinder hätte ich? Ich habe ja nur zwey Söhne ge—

„Zwey Söhne hättest Du nur? fiel hier die Stimme dem Grafen ins Wort, „Nein, lieber Graf, nein! zwey Söhne und eine Tochter gebahr Dir deine Frau in deiner Abwesenheit.“ —

Du lügst, sagte der Graf erschrocken, meine Frau hat mir kein Wort davon gesagt, auch konnte sie nicht so treulos an mir handeln; denn sie hat mich immer versichert, daß sie mich ganz allein liebe.

„Damit

„Damit Du siehst, daß ich wahr rede,“ fuhr die Stimme fort: „so nimm diesen Spiegel; sobald Du nach Hause kommst, wirst Du deine fünf Kinder beysammen auf dem Rasen vor deinem Hause sitzend und einträchtig mit einander spielend finden. Halte ihnen diesen Spiegel vor, die, welche nicht deine Kinder sind, werden verblassen, und damit Du, ungesehen, alles selbst betrachten kannst, was in deinem Hause vorgeht, so ist hier eine porcelaine Vase mit Salbe; beschmiere damit die Spitze deiner Nase, und behalte dabey die Vase in deiner linken Hand. —

Gut, daß Sie mich an meine Nase erinnern, unterbrach der Graf die Stimme; das war auch nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich damit so gewaltig vor das Schloßthor rennen ließen. Sie thut mir noch immer weh.

„Laß es nur gut seyn,“ sagte die Stimme, „der Schmerz wird sich schon wieder legen. Hier,“ fuhr sie fort, „hast Du auch einen Dolch, ermorde damit die Kinder, die früh oder

oder spät deinem Namen noch Schande machen, und indem Du es thust, so denke Dir ein Thier, und alsbald werden die drey Kinder darein verwandelt werden. — Nun geh heim!“

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, als ihn eine unsichtbare Gewalt aus dem Saale heraustrieb. Da er keinen andern Gedanken als Rache gegen seine Gemahlin mehr fassen konnte; so eilte er spornstreichs nach dem Ausgange des Waldes, wo er seine Reisigen antraf, die sich da gelagert hatten und gleichsam aus einem tiefen Schlafe erwachten. Als er zu ihnen kam, schickte er gleich seinen Liebling nach Paris, und ließ den König bitten, es nicht übel zu nehmen, daß er nicht bey der Wallfahrt seyn könnte. Er aber ritt fort bis an ein Dorf, wo er seine Reisige ließ, und seinen Weg allein gerade nach seiner Veste fortsetzte.

Als er daselbst ankam, fand er, wie ihm vorher gesagt worden war, die fünf Kinder

in

in traulicher Einfalt bey einander. Kaum hatte der Graf die schöne Jugend von weitem gesehen, so stieg er vom Pferde, beklerte sich seine Nase, nahm die Vase in seine linke Hand, steckte den Dolch an die Seite und ritt mit dem Spiegel zu den Kindern.

Er kam zu den Zwillingssöhnen zuerst und hielt ihnen den Spiegel vor; sie behielten aber ein wie allemal ihre schöne Farbe. Bald gereuete es ihn, diese Probe gemacht zu haben; er küßte sie unsichtbar auf die Stirne, und um dieses thun zu können, hatte er die Hand mit dem Spiegel ausgestreckt. Als er nun von ohngefähr hineinsah und die drey übrigen Kinder blaß wie Leichen erblickte; so hätte er fast den Spiegel vor Bosheit zerbrochen, daß er ihm die Wahrheit sagte.

Er verließ die Kinder in größter Geschwindigkeit und eilte wie ein wüthender Mensch die Treppe hinauf und in den Saal. Schon unten im Hause hatte er das Jauchzen der Gäste gehört, und alle waren von dem

herr-

herrlichen Wein, den sie getrunken, so berauscht, daß die Gräfin ihren Kopf auf die Brust des schönen Bertholds hatte sinken lassen, ohne daß es einer gewahr worden wäre.

In dieser Stellung fand sie der Graf als er zur Thür hereintrat. Er kannte sich gar nicht für Wuth, steckte die Vase in die Tasche und zeigte sich in seiner wahren Gestalt seiner Gemahlin, die für Schrecken kein Wort sprechen konnte. Er schleppte sie die Treppe hinunter und rief: „Nun will ich Dir zeigen, wie ich mich an Dir rächen werde!“

Er eilte mit ihr auf den Platz, wo die Kinder saßen, holte den Dolch aus seinem Busen, und ehe noch die Gräfin es verhindern konnte, stieß er den drey im Spiegel Erblaßten den Dolch ins Herz. „Werdet Hunde,“ sagte er, „Hunde sind das Sinnbild der Treue, ihr aber sollt ewig Hunde bleiben, zum Zeichen daß mir eure Mutter untreu ward.“

Niemand bekümmerte sich weiter um die Gäste, ein jedes ging nach Hause; auch der

Graf Berthold hielt sich nicht lange mehr auf. Als der Graf Ulrich seine Gemahlin wieder in ihr Zimmer brachte, fand er alles wie ausgestorben. Sie folgte ihm, ohne zu klagen, und hatte an einem blauen Bande ihre drey Hunde gebunden, welche sie nachher nie von sich ließ.

Graf Ulrich schrieb hierauf nach Rom und hielt um die Ehescheidung an; er erhielt auch solche sogleich, wegen den hundert Saracenenköpfen, die er geliefert hatte, und trennte sich von der Ungetreuen.

Graf Berthold, welchem seine Gemahlin ohnlängst gestorben war, verheyrathete sich mit der schönen Geschiedenen. Die Hunde, die unter ihrer Verwandlung den menschlichen Verstand nicht verlohren hatten, und so wie sie wuchsen auch an den Kräften der Seele zunahmen, betrübten sich über den Zustand, in dem sie sich befanden, dermaßen, daß sie, nach der zweyten Heyrath ihrer Mutter in wenigen Jahren dahin starben. Beyde Eltern ließen ihnen eine recht bequeme und geraumige Gruft

bauen,

bauen, ihre Leichen wurden daselbst begraben, ihre Häute aber wurden ausgestopft auf das Grabmal gestellt, zum ewigen Zeichen der Untreue, die ihre Mutter an ihrem ersten Gemahl begangen hatte.

Graf Berthold starb nicht lange nach dem Tode seiner Kinder, und die Gräfin, um Buße zu thun, ging in ein Kloster. Sie gab den größten Theil ihres Vermögens demselben, um Messen für die Seelen ihres Mannes und ihrer Kinder lesen zu lassen. Sie starb in einem hohen Alter, nachdem sie zuvor die Fehler ihrer Jugend, so viel sie konnte, bereuet hatte.

Ulrich, der einer der bravsten Ritter war, gab seinen zwey Söhnen, die er sehr liebte, die Erziehung, die man in damaligen Zeiten von einem wahren Ritter verlangte. Er hatte ihnen immer von dem Ardennerwald und der wunderbaren Geschichte erzählt, die ihm darinne begegnet war, und machte sie dadurch so neugierig, daß sie ihm anlagen, sie bald zu Rittern schlagen zu lassen. Sie sprachen ihm

soviel davon, und plagten ihn so unaufhörlich, daß er sie, sobald sie achtzehn Jahr alt waren, nach Augspurg schickte, wo eben damals der Kaiser sein Hoflager hielt und ein Turnier ausgeschrieben hatte.

Er rüstete sie aus nach Knappen Sitte, gab Seyfried dem ältesten den Dolch und Dietrichen dem jüngsten die Vase, mit der er sich unsichtbar machen konnte, und schickte sie mit tausend Segenswünschen nach Augspurg, woselbst sie mit vielen Rittern ankamen; Tages darauf, da der Kaiser mehr Ritter machte, schlug er sie ebenfalls dazu. Als sie in des Kaisers Vorzimmer waren, sprachen einige neidische Ritter Böses von ihnen. Einer sagte zum andern: ich wette, daß diese neugebornen Ritter keine Maus umbringen; die unbärtigen Knaben! — Wie kann sie der Kaiser nur zu Rittern machen! sagte der andere; ich will sie auf die Probe stellen! sagte ein dritter, und indem er dieses sagte, eilte er auf die beyden Brüder zu und sprach: „ich habe eine Dame, welche die schönste in ganz Deutsch-

Deutschland ist, sie hat mich zu ihrem Ritter erwählt." — Er warf seinen Handschuh mitten unter sie: — „Wer einer schönern Dame dient, als die meinige, der hebe den Handschuh auf!"

Die zwey jungen Grafen wurden gleichsam durch die Menge hervorgestoßen, und sahen sich also dadurch genöthigt, den Handschuh aufzuheben. Der Aelteste antwortete hierauf: „Ritter, ich habe zwar keine Dame, doch werd' ich Euch lehren von andern Damen mit mehrerer Achtung sprechen."

Es wurde hierauf ausgemacht, daß die jungen Grafen und der unverschämte Ritter des andern Tages, gleich bey dem ersten Rennen des Turniers, ihre Sachen ausmachen sollten.

Den andern Morgen, als die beyden Brüder auf dem Platze erschienen, verzog jeder von den Rittern den Mund und lächelte. Das Gefecht war hart; Seyfried, als der Aelteste, hielt das erste Rennen; er gab dem unverschämten Ritter einen solchen Stoß, daß er auf seinem Pferde zu wanken anfing. Sey-

fried, um den Ritter aus dem Sattel zu heben, lüftete sich; diese Gelegenheit benutzte der Ritter, hätte auch fast den jungen Grafen aus dem Sattel geworfen, aber unversehens legte dieser die Hand auf den Dolch, und empfand eine so außerordentliche Stärke, daß er sich wieder zurecht setzen konnte und seinem Gegner einen so derben Stoß beybrachte, daß er ihn nicht allein aus dem Sattel hob, sondern ihm auch den rechten Arm zerbrach. Der Ritter wurde sogleich weggeschafft und ein andrer nahm seinen Platz ein, dem es aber nicht besser erging.

Seyfried und Dietrich erhielten das gerechte Lob ihrer Thaten, und gingen gerechtfertigt nach Frankreich, wo sie einem neuen Turniere beywohnten. Sie nahmen sich bey ihrer Abreise aus Frankreich vor, ihren Rückweg durch den Ardennerwald zu nehmen. Schon einige Tage irrten sie in demselben umher, und fanden das Wunderschloß nicht, als sie plötzlich eine Stimme hörten:

„Ihr seyd mir rechte Ritter! Ihr bil„det euch wohl gar ein, daß ihr die Leute

„seyd,

„seyd, die den Wald entzaubern sollen!
„Glaubt ja nicht, daß ihr durch eigene
„Tapferkeit alle die großen Thaten bey
„den Turnieren gethan habt. Nein, er-
„fahrt, daß es bloß der Zauber des Dolchs
„und der Flasche war, der euch Kräfte
„und Stärke gab. Eine nöthige Quali-
„tät diesen Zauber zu lösen besitzt ihr zwar,
„ihr seyd Zwillinge und liebt euch, wie
„sich wenige Brüder geliebt haben; die-
„ses ist aber nicht genug, ihr müßt auch
„noch Ungemach und Beschwerlichkeiten
„überwunden haben; eilt von neuem nach
„Frankreich; führt euch daselbst wacker
„auf; vergeßt der Ritterpflichten nicht
„und kommt nach einigen Jahren wie-
„der, dann sollt ihr weiter erfahren, was
„zu thun ist.“

Noch nie hatte diese Waldgöttin so ver-
traut gesprochen, als mit diesen zwey Brü-
dern; vielleicht daß die Liebe, die sie ehedem
für ihren Vater hatte, als er eben diese Straße
zog und ihre eigene schöne Figuren nicht we-

nig dazu beytrugen. Genug, die beyden Brüder befolgten den Rath und kamen nach vielen Abentheuern endlich zu einem Grafen, der auch Turnier gab, woselbst sie sich so viel Hochachtung erwarben, daß er sie in seinem Gefolge mit nach Paris nahm.

Es waren daselbst schon zwey Turniere gewesen; als eben das dritte geschlossen werden sollte, erschien ein schwarzer Ritter, welcher einen Todtenkopf sowohl auf dem Haupte als auf dem Brustharnisch trug, und forderte beyde Grafen heraus, die es auch annahmen. Man hatte noch nie einen so harten Kampf gesehen, als Seyfried sich ganz ermüdet fühlte und den Sieg über den schwarzen Ritter beynah aufgab.

Indem er den Gedanken faßte, alle seine Kräfte zu sammlen, um ihm den letzten Stoß zu versetzen, weil er lieber sterben als überwunden seyn wollte, hörte er die Stimme seiner Waldgöttin, die ihm leise ins Ohr flüsterte: brav! Ritter, brav! und diese Worte gaben ihm so viel Muth, daß er mit

ver-

verdoppelter Hitze auf seinen Gegner eindrang, und ihm seine Lanze so gegen den Magen stieß, daß er rücklings vom Pferde fiel und sich das Rückgrad zerbrach.

Seyfried eilte hinzu, um ihm Hülfe zu leisten. „Von Dir will ich keine Hülfe haben,“ schrie der verwundete Ritter: „erkenne in mir denselben, dem Du im Augspurger Turnier den Arm zerbrachst; bloß Rache gegen Dich und deinen Vater hat mich hieher geführt. Dein Vater nahm mir die schöne Gräfin vor dem Munde weg, auf deren Besitz ich doch eben so viel Recht hatte als er, und die mich vorzüglicher liebte.“ —

Der Ritter hätte vielleicht noch mehr gesagt, wenn er nicht verschieden wäre. Denen Grafen war es nun unmöglich länger in Paris zu bleiben, diese Historie hatte zu tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie setzten daher ihre Reise so geschwind wie möglich nach London fort.

Unterwegs hatten sie einen so heftigen Sturm auszustehen, daß sie, statt nach England, nach Irrland verschlagen wurden. Froh,

mit dem Leben davon gekommen zu seyn, suchten sie wo möglich zu landen, und stiegen an der Küste der ersten Stadt ans Land. Sie waren eben beschäfftigt sich ein Quartier auszumachen, als ein Herold durch die Straßen zog, der verkündigte: daß alle Ritter, die turnierfähig wären, sich zum Turnier melden sollten.

Die Grafen meldeten sich beym Herold, bothen ihm darauf eine freundliche gute Nacht und gingen in ihre Herberge. Sie schliefen vortreflich, aber kaum graute der Tag als man sie schon weckte und ihnen sagte, daß schon Lärm auf den Straßen sey und jeder Ritter sich zum Turnier anschicke. Sie legten ihre besten Rüstungen an, sie waren blau mit Gold und mit weißen emaillirten Hunden auf Helm und Brust, und da dies sie ein wenig aufgehalten hatte, so kamen sie eben an, als die Königin folgende Rede an ihre Ritter hielt:

„Edle Ritter, beklagt mich! Ihr wißt,
„ich liebe den Grafen von Ardenne, und
„Euch allen ist die Schwierigkeit bekannt,
„diesen

„diesen so schönen als liebenswürdigen „Grafen zu entzaubern. Ich wiederhohle „also an Euch die Bitte: daß derjenige, „welcher Ueberwinder bleibt, sich noch„mals verbindet, zu versuchen, ob er das „Bild des Grafen Amarant aus dem „unterirdischen Keller entführen, und da„durch den Zauber lösen könne. O, lieber „Gott! wann werd' ich meinen Ritter „finden, der diese Entzauberung durch „große Thaten verrichten kann!"

Jeder von den Rittern versprach das Unmögliche möglich zu machen, um ihr zu gefallen. Sie nahm hierauf den Handschlag von jedem an, die Schranken wurden geöffnet und das Turnier begann. Schon hatten sich die vornehmsten Ritter ohne allen Erfolg getummelt, als Seyfried und Dietrich erschienen; sie schlugen sich mit allen Rittern mit gleichem Glück, und überall sprach man von den schönen blauen Rittern. Die Königin, welche sie erst gar nicht geachtet hatte, ließ sie vor sich kommen, und lobte sie über ihre außerordentliche Tapferkeit. Die

beyden

beyden Brüder waren dabey so bescheiden und höflich gegen jedermann, daß man sie einstimmig für die Krone der Ritter erkannte. Sie wurden von allen geschätzt und geliebt und nachdem die Turnierzeit vorbey war, beurlaubten sie sich bey der Königin und versprachen ihr möglichstes zu thun, ihr das so sehnlich gewünschte Bild zu verschaffen.

Ihre Reise war glücklich und in kurzem befanden sie sich wieder in dem Walde von Ardenne. Alle übrigen Ritter hatten sie ebenfalls dahin begleitet; als sie aber in den Wald kamen, ritt ein jeder nach Hause ohne es zu wollen noch zu wissen, und es blieben nur die zwey Brüder in demselben zurück. Sie eilten nach der Stelle, wo sie das vorigemal gesessen hatten; sie hörten die nämliche Stimme, die ihnen zurief: „Willkommen schönste und tapferste Ritter!“ und indem sie die Augen aufhuben, sahen sie das prächtigste Feenschloß vor sich.

Alles was Reichthum und Kunst nur immer hervorbringen kann, war an diesem Schlosse verschwendet. Das Thor war von gediegenem Silber mit Gold und blauen Blumen emaillirt,

lirt, der Riegel sowohl als das Schloß bestand aus einem einzigen Brillant; und der Schlüssel war so erstaunend polirt, daß, als die Grafen versuchten das Schloß aufzuschließen, er ihnen wie ein Aal aus dem Finger schlüpfte. Nach vielen vergeblichen Versuchen waren sie eben im Begriff sich wieder unter den Baum zu setzen, als Seyfried auf einmal seinen Bruder nicht mehr erblickte, wohl aber seine Stimme hörte, ohne ihn jedoch zu sehen.

Diesen Tag und die Nacht und den ganzen folgenden Tag ging er umher, seinen Bruder zu suchen, aber vergebens; die Hände ringend und wehklagend irrte er den Wald, bis zu Ende des dritten Tages durch, legte endlich betrübt seinen Kopf an das Thor des Schlosses und fieng bitterlich zu weinen an. Da hörte er plötzlich die angenehmste Stimme, die ihm zurief:

„Liebe, der Urstoff aller guten Handlun„gen, preßt Dir diese Thränen aus; nur „einer von Euch konnte das Wunder ver„richten.“

Indem

Indem fühlte er sich ganz sanft zurückgestoßen, und das Thor that sich von selbst auf. Er ging hinein und kam in einen Saal von weißem Marmor mit Bronze d'or geziert, so schön, daß man sich gar keinen Begriff davon machen kann. Zwey tausend Kronleuchter erhellten ihn, und unter jedem Leuchter stand ein Spieltisch, woran vier Personen, theils Herrn, theils Damen, alle aufs prächtigste gekleidet, spielten; im Grunde des Saals saß an einem Schachtisch Graf Amarant selbst, mit einem seiner Lieblinge. Doch alle diese schönen Personen und diese ganze Gesellschaft machten nicht den mindesten Eindruck auf Seyfried. Der Verlust seines Bruders stimmte ihn so traurig, daß er gar nichts anders dachte als ihn; er fragte einige von der Gesellschaft, wo wohl der Eingang des Kellers zu finden sey? Da ihm aber nicht geantwortet wurde, und er sie näher betrachtete, sahe er, daß sie alle von Wachs waren. In der Ecke des Saals stand ein reicher Sopha, und vor demselben ein Tisch mit den kostbarsten Gerichten. Seyfried ließ alles stehen, trank ein Glas

Wasser

Wasser und legte sich auf den Sopha, um zu schlummern.

Des andern Tages erwachte er mit einem Seufzer und den Worten: „Ach, was wird Dietrich machen!“ Er legte den Kopf in seine Hand und fieng von neuem zu weinen an; kaum aber hatten die Thränen den Boden berührt, als ihm eine Stimme zurief: „brüderliche Liebe überwindet alles!“ Zu seinen Füssen sah er die Thüre des Kellers mit dem ansteckenden Schlüssel; doch kaum blickte er für Betrübniß darnach; der einzige Gedanke, seinen Bruder verlohren zu haben, und die Vorstellung von der Traurigkeit seines Vaters, machten ihn zu allem unfähig. Die nämliche Stimme erinnerte ihn aber den Zauber zu lösen, denn sein Bruder habe die nämlichen Proben ausgestanden, und eben die Zeichen der Beständigkeit und der brüderlichen Liebe gegeben; er sey nunmehr auf dem Wege nach Irrland, der Prinzeßin zu erzählen, daß der Zauber bald geendigt sey. „Gottlob,“ schrie Seyfried, „mein Bruder lebt!“ und mit doppel-

doppelten Kräften öffnete er nun die Thüre des Kellers.

Unter Begleitung der schönsten und anmuthigsten Musik kam er bis in das zwölfte Gewölbe; bestürzt über die Schönheit der Dame, die dort auf einem Sopha saß und das Portrait des Grafen Amarant hielt, blieb er auf der untersten Stufe stehen. „Nicht der Fee ins Auge geschaut!“ rief die bekannte Stimme: „Eile, und entreiß ihr das Portrait!“ Er nahm schnell das Bild aus den Händen der Fee, zerbrach diesen Talisman, indem er ihn zur Erde warf, und eilte in den Saal zurück, wo ihn der aufgelebte Amarant mit seinem nicht mehr wächsernen Hofstaat empfing.

Die Freude des entzauberten Grafen ist nicht zu beschreiben. Alles eilte nun zu der bösen Fee, welche in dem Keller residirt hatte; als man aber zu ihr kam, fand man sie todt auf dem Sopha liegen, und als man sie aufheben wollte, zerfiel ihr ganzer Körper in Staub.

Die

Die Nachricht von dem Tode dieser Unglücklichen stöhrte die allgemeine Freude nicht, und nachdem man einige Tage ausgeruhet hatte, schiffte Amarant mit seinem Erretter nach Irrland, woselbst sie gar bald ankamen, und wo Seyfried seinen Bruder Dietrich wieder fand, der ihnen nebst noch andern vornehmen Rittern im Namen der Prinzeßin entgegen zog.

Alle mögliche Ehre wurde Seyfrieden angethan, und nach einem halben Jahre, als die Hochzeit der beyden Liebenden vollzogen war, eilten die beyden Brüder mit vielen Geschenken überhäuft, nach ihrer Heymath und zu ihrem Vater, der durch die Freude, seine Kinder wieder zu sehen, die er für todt hielt, weil er lange nichts von ihnen gehört hatte, sich völlig wieder verjüngte.

Der Ruf ihrer Tapferkeit erscholl bis in die entferntesten Gegenden, und da der Vater wünschte, daß sie sich vermählen möchten, so heyratheten Beyde zwey sehr schöne Gräfinnen und zeugten viele Kinder mit ihnen, die alle sehr schön aussahen.

Sie erreichten ein hohes Alter und wurden immer zum Muster brüderlicher Liebe und Eintracht vorgestellt.

Junker Veit.

Eine
Koboldsgeschichte.

Im ersten Bändchen dieser Geister u. s. w. Geschichten erzählte ich meinen Lesern einen Schwank von dem berüchtigten Rübezahl, in welchem er sich als ein Schadenfroh zeigte; aber jetzt will ich mich bemühen, ihn in einem bessern Lichte darzustellen.

Nach der Schlacht bey P*** kam einer von den wenigen kaiserlichen Soldaten, die sich durch die Flucht gerettet hatten, in das Gebirge, in welchem dieser Kobold haußte, und verirrte sich darinnen so, daß er sich nicht wieder herausfinden konnte. Da er noch überdieß nicht wußte, wovon er in Zukunft leben sollte — denn er hatte nichts als den Soldatendienst gelernt — so gerieth er aus Verzweif-

zweiflung endlich auf den unglücklichen Einfall, sich zu erhängen. Er war auch wirklich schon im Begriff sich mit dem Strumpfbande an eine alte Aspe aufzuknüpfen, als plötzlich ein alter Mann mit einem eißgrauen Kopfe und in einen Pilgerrock gekleidet vor ihm stand und ihn von seinem Vorhaben abrieth.

„Aber was soll ich länger in der Welt?“ sagte der Soldat, „Es geht mir ja darinn so kümmerlich, daß“ —

Das soll es nicht mehr, fiel ihm der Pilger, der niemand anders als Rübezahl war, ins Wort: Du sollst vielmehr von nun an eine glänzende Rolle darinn spielen, wenn Du Dich dazu entschließen kannst, mir in allem, was ich Dir sagen werde, zu folgen.

„Warum nicht?“ versetzte der Soldat, „Wenn das, was Du von mir verlangst, nicht über meine Kräfte ist, so steh ich keinen Augenblick an, deinen Befehlen zu gehorchen.“

Sey unbesorgt! sagte Rübezahl, ich werde von Dir nicht mehr verlangen, als was Du zu leisten vermögend bist. Thue nur, was ich Dich heiße, und Du sollst nie Ursach haben,

ben, Dich über mich zu beklagen. Damit ich aber sehe, daß ich mein Geld nicht vergebens an Dir verschwende, so gieb mir doch einmal einen Beweis von deiner Geschicklichkeit im Schießen.

„Das will ich, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbieten wird," versetzte der Soldat.

O darauf wirst Du nicht lange warten dürfen, erwiederte Rübezahl, sieh! dort kömmt ein Bär; schieß ihn auf den Kopf.

Der Soldat gehorchte und traf so gut, daß der Bär sogleich todt zur Erden stürzte. Rübezahl war vollkommen mit dieser Probe zufrieden, und fing nun an zu capituliren.

Deine Probe ist gut abgelaufen, sagte er, und ich bin bereit, Dich zu einem reichen und vornehmen Manne zu machen, vorher aber mußt Du eidlich angeloben, mir 1) sieben Jahre lang zu dienen, 2) binnen dieser Zeit alle Nächte von elf bis zwölf Uhr Schildwache zu stehen, 3) deine Haare nicht zu kämmen, 4) Dir den Bart wachsen zu lassen, 5) weder Hände noch Gesicht zu waschen, und 6) diese Bärenhaut dein einziges Kleidungsstück und

 Bette

Bette seyn zu lassen. Dargegen verspreche ich Dir: Dich jederzeit überflüßig mit Speise und Trank zu versehen und Dich über deine Erwartung glücklich zu machen.

„O, wenn das die Bedingungen alle sind,“ versetzte der Soldat, „so will ich Dir herzlich gerne dienen. Ich bin kein großer Freund von Reinlichkeit und Ordnung, drum denk ich, soll mir die Befolgung deiner Vorschrift nicht schwer fallen. Aber das sag ich Dir, halte Wort, sonst bleiben wir keine guten Freunde.“

Sey außer Sorgen, erwiederte Rübezahl, Du sollst gewiß mit mir zufrieden seyn. —

Kaum hatte er dieses gesagt, so zog er dem Bär mit einem Zuge die ganze Haut über die Ohren, machte davon Veiten einen Mantel, setzte sich mit ihm in einen Wolkenwagen und nahm ihn sodann mit sich auf sein altes Schloß, wo nichts als Käuze und Fledermäuse ihre Residenz aufgeschlagen hatten.

Hier diente Veit Rübezahlen sieben Jahre lang und wurde endlich an Gestalt so fürchterlich und abscheulich, daß man ihn fast nicht mehr für einen Menschen ansah.

Kurz

Kurz vor Ablauf der sieben Jahre, während welchen Veit die Vorschrift Rübezahls auf das pünktlichste erfüllt hatte, kam letztrer und deutete ihm an, daß es nunmehr Zeit sey mit ihm abzurechnen. Er steckte ihm alle Taschen voll Dukaten und befahl ihm, sich es dafür recht wohl seyn zu lassen, doch mit dem Zusatze: vor völligem Verlauf der bestimmten Zeit ja nicht die vorgeschriebenen Bedingungen zu brechen.

Veit bewilligte alles, was Rübezahl von ihm verlangte, und zog aus, die Freuden der Welt zu genießen. Allein niemand wollte ihn wegen seiner schmutzigen Gestalt ins Haus aufnehmen. Endlich aber gelang es ihm doch, einen haabsüchtigen Wirth durch den Glanz seiner schönen Dukaten dahin zu bereden, daß er ihn aufnahm. Allein er mußte, weil seine Gestalt gar zu eckelhaft war, und der Wirth sich nicht gern seine übrigen Kunden verschlagen wollte, sich gefallen lassen in einem Hinterstübchen zu wohnen, wo ihn kein Mensch zu sehen bekam, und dort auch ganz allein essen und trinken. Der Wirth ließ es ihm an nichts fehlen und

befolgte seine Befehle so pünktlich, als ob er den vornehmsten Herrn vor sich hätte. Aber das war sein Schade nicht; denn Veit, dem das Geld nicht sauer zu verdienen wurde, war freygebig und bezahlte ihm alles doppelt und dreyfach.

Er zehrte so wacker auf die Freygebigkeit Rübezahls los, daß er nach vierzehn Tagen schon die Nähte seiner Täschen fühlte. Demungeachtet ließ er sich nach wie vor nichts abgehen. Er glaubte seinen Herrn zu gut zu kennen, als daß er in sein Versprechen ein Mißtrauen hätte setzen sollen, und die Folge lehrte, daß er sich nicht in ihm geirrt hatte. Denn kaum merkte dieser, daß bey seinem Untergebenen Mangel am Gelde war; so erschien er ihm und versah ihn wieder auf eine lange Zeit damit. Auch schenkte er ihm eine Menge Portraits von Personen, wovon einige vor vielen hundert Jahren gelebt hatten, andre noch lebten, und noch andere erst gebohren werden sollten, und befahl ihm diese Gemählde für seine Arbeit auszugeben.

Der Soldat gehorchte und zeigte gleich den andern Morgen die vom Rübezahl erhaltenen

nen Gemählde dem Wirth. Dieser, der von der Mahlerey wenig verstand, staunte über die große Geschicklichkeit seines Gastes, und lobpreißte sämmtliche Gemählde durch alle Prädicamente. „Ach,“ sagte er, „wollten Sie mir wohl erlauben eines dieser Gemählde einem fremden Cavalier zu zeigen, der seit gestern bey mir logirt und ein großer Liebhaber und Kenner von der Mahlerey ist? Ich versichere Sie, es soll Ihnen kein Schade daran geschehen.

Veit, dem gar viel daran gelegen war, seine Talente ausposaunt zu wissen, willigte ein, und der Wirth war vor Freuden darüber fast außer sich. Er rannte pfeilschnell nach dem Zimmer des fremden Edelmanns, zeigte diesem die ihm anvertrauten Gemählde und erzählte ihm so viel und mancherley von seinem seltsamen Gaste, daß letzterer, der als Kunstverständiger die Gemählde, welche ihm der Wirth zeigte, besser zu beurtheilen und zu schätzen wußte als der Wirth, vor Begierde brannte, die Bekanntschaft eines so außerordentlichen Mannes zu machen. Der Wirth mußte ihn auf der Stelle

zu ihm führen, und er fand ihn völlig so, wie ihn der Wirth geschildert hatte.

„Sind Sie der Verfertiger dieser Gemählde?“ fragte er Veiten, nachdem die gewöhnlichen Entschuldigungskomplimente vorüber waren.

Wer sonst? versetzte der Soldat etwas aufgebracht, glauben Sie, ich würde so niederträchtig seyn und mich dafür ausgeben, wenn ich es nicht wäre?

„Das nicht,“ erwiederte der Edelmann, den die Grobheit des Soldaten völlig überzeugte, daß er ein Künstler und Genie von der ersten Größe und der Verfertiger der Gemählde sey, „ich wollte nur die Bestätigung dessen, was mir der Wirth hier von Ihnen gesagt hat, aus ihrem Munde hören.“

Das ist was anders, versetzte Veit, da verzeih ich Ihnen die beleidigende Frage. Und was hat Ihnen denn der Wirth von mir erzählt.

„So viel Seltsames,“ versetzte der Edelmann, „daß ich durch die ganze Welt gereißt seyn würde, um die Bekanntschaft eines so außerordentlichen Mannes zu machen.“

Also

Also habe ich ihren Besuch ihrer Neugierde zu danken? erwiederte der Soldat.

„Nicht bloß meiner Neugierde,“ versetzte der Edelmann: „auch meine Liebhaberey zu Gemählden von guten Meistern trug das ihrige dazu bey. Ich möchte gern eins oder das andere von diesen Gemählden besitzen, sind sie Ihnen nun feil, so dörfen Sie nur fordern.“

Ich arbeite nicht für Geld, erwiederte Veit; denn ich habe selbst so viel und mehr als ich verthun kann.

„So will ich Ihnen Gemählde dargegen geben,“ sagte der Edelmann, der sich in einige von diesen Gemählden ganz verliebt hatte: zum Beyspiel eins von diesen Miniaturgemählden hier?“

Lassen Sie sehen, versetzte Veit indem er dieselben dem Edelmann aus der Hand nahm. — Hübsch! recht hübsch! aber was hilft mir eine Copie, wovon ich das Original nicht kenne?

„Sie können die Originale dazu kennen lernen, wenn Sie mit mir reisen wollen,“ sagte der Edelmann.

Die Originale sagen Sie? erwiederte Veit. Diese drey Gemählde stellen ja eine und dieselbe Person vor.

„Das glaubte jeder, der sie sah,“ versetzte der Edelmann, „allein ich versichere Sie auf Cavalierparole, daß jede dieser Copien ihr besonderes Original hat. Es sind drey Schwestern, die, wie Sie hier sehen, einander so ähnlich sind, daß selbst ihre Mutter sie oft nicht von einander unterscheiden kann.“

Und wer sind sie denn? fragte Veit.

„Es sind meine eigenen Töchter,“ versetzte der Edelmann, „die ich Ihnen in Person vorstellen will, wenn Sie mich nach meinem hier in der Nähe gelegenen Landguthe begleiten wollen.“

Das will ich, erwiederte Veit, jedoch unter keiner andern Bedingung, als wenn Sie mir versprechen, eine davon zur Frau zu geben.

Der Edelmann, der im voraussah, daß sich keine seiner Töchter mit einem solchen Manne zu leben in Güte würde entschließen können, und es auch für gar keine Zumuthung hielt, die ein Vater, der nicht ganz Tyrann gegen seine Kinder ist, seinen Töchtern thun könne, gerieth über diesen unerwarteten Antrag in die äußerste Verlegenheit. Er sann hin und her, wie er sich mit guter Manier aus diesem ver-

zweifelten Handel ziehen möchte, und glaubte endlich einen Ausweg gefunden zu haben, wodurch er weder der Liebe zu seinen Kindern, noch seinem Hange zu Gemählden zu nahe träte.

„Hören Sie einen Vorschlag zur Güte,“ sagte er zu Veiten. „Ich will Ihnen meine drey Töchter, die, wie gesagt, einander ganz ähnlich sehen, vorstellen. Können Sie dann sagen, welches die Aelteste, Mittlere und Jüngste sey; so verspreche ich Ihnen die, welche Sie sich alsdann wählen werden, zur Frau zu geben; können Sie aber das nicht, so dürfen Sie nicht nur auf keine meiner Töchter mehr Anspruch machen, sondern es müssen mir auch ihre sämmtlichen Mahlereyen anheimfallen. Sind Sie das zufrieden?“

Veit bedachte sich anfangs ein wenig; ging aber endlich zur großen Freude des Edelmanns den Vorschlag ein. Sie reißten noch in derselben Stunde ab und kamen den Tag bis in eine Stadt, die nicht weiter als drey Meilen von des Edelmanns Landguthe entfernt war. Sie beschlossen, die Nacht hier zu bleiben und den folgenden Morgen weiter zu reisen. Beyde legten sich zeitig zu

Bette;

Bette; aber keiner konnte ein Auge zu thun, der Edelmann nicht vor Freuden, daß er seinen Gegner so überlistet zu haben glaubte, und der Soldat nicht aus Besorgniß, Rübezahl möchte ihn im Stiche lassen. Allein er wurde bald aus seiner Verlegenheit gerissen; denn kaum tönte der erste Schlag der Mitternachtsstunde, so erschien er in seiner gewöhnlichen Gestalt. Er sagte ihm, daß der Edelmann jederzeit die jüngste seiner Töchter zur rechten, die mittlere zur linken Hand und die älteste in die Mitte zu stellen pflege, gab ihm noch einige Verhaltungsregeln und verschwand.

Hatte Veit erst für Sorgen nicht schlafen können, so konnte er nun für lauter Freuden nicht. Er sah sich schon im Geiste in den Armen der jüngsten Tochter des Edelmanns, und dünkte sich darinn so glücklich wie ein König. Kurz er brachte die Nacht mit lauter angenehmen Vorstellungen zu und stieg, weil ihn seine verliebten Grillen nicht einen Augenblick hatten ruhen lassen, den andern Morgen auf, wie er sich den Abend vorher niedergelegt hatte.

Nach eingenommenem Frühstücke reißte er mit dem Edelmanne, der ebenfalls früh aufgestanden

war,

war weiter. Sie fuhren wacker drauf los und gelangten bey guter Zeit auf dem Landguthe an.

Hier stellte ihn der Edelmann seinen drey Töchtern vor und wunderte sich nicht wenig, daß ihm dieser genau bestimmen konnte, welches die Jüngste, Mittlere und Aelteste war. Gern hätte er jetzt sein gegebenes Wort zurückgenommen; weil er aber befürchtete, seine Ehre möchte darunter leiden, und die Ehre einem Edelmanne damaliger Zeit über Vater, Mutter, Weib und Kind ging; so waren weder die Thränen seiner jüngsten Tochter, die Veit zur Frau verlangte, noch die Bitten seiner Gemahlin vermögend, ihn wortbrüchig zu machen. Ja er wollte durchaus haben, die Hochzeit sollte noch an demselben Tage seyn, und es wäre auch gewiß geschehen, hätte nicht Veit, unter dem Vorwande einer kurzen aber sehr dringenden Reise, noch um einigen Aufschub gebeten. „Nun, wenn Sie warten wollen," sagte der Edelmann, „so hab' ich auch nichts darwider. Aber das sag' ich Ihnen, bleiben Sie über die bestimmten acht Tage aus, so halt' ich mich meines Versprechens quitt und Sie sind um das Mädchen herum."

Sorgen Sie nicht, versetzte Veit, ich werde gewiß zur bestimmten Zeit wieder da seyn. Damit ich aber meine Verlobte bey meiner Zurückkunft wieder kenne, so will ich ihr die Hälfte von diesem Ringe zurücklassen.

Bey diesen Worten zog er einen goldnen Ring vom Finger, schraubte ihn auseinander und gab die eine Hälfte davon der schönen Brigitte — so hieß die jüngste von diesen drey Schwestern — die andere Hälfte aber behielt er selbst. Er reißte ab, und seine Braut wünschte, daß er nie zurückkehren möchte. Sie kleidete sich, um die Betrübniß ihrer Seele anzuzeigen, ganz schwarz und erfüllte das ganze Haus mit Heulen und Wehklagen. Aber das half ihr wenig. Vater und Mutter fuhren fort, die nöthigen Anstalten zu dem bevorstehenden Hochzeitsfeste zu machen und ihre schadenfrohen Schwestern, sie mit immer neuen Spöttereyen zu kränken. Um sich nun letztern, die sie mehr schmerzten als die harten Worte, ihres Vaters, nicht länger auszusetzen, schloß sie sich fast den ganzen Tag in ihr Zimmer, und kam nicht eher zum Vorschein, als wenn sie ihre Eltern zu sprechen verlangten; dann aber benahm

nahm sie sich so, daß man hätte darauf schwören sollen, sie habe sich ganz in ihr Schicksal ergeben.

Während sie aber hier ihre Tage verweinte, ließ sichs Veit auf Befehl Rübezahls äußerst angelegen seyn, sich ganz zu seinem Vortheil umzuschaffen. Er ließ sich den häßlichen Bart abnehmen, seine verlockten Haare auf die neueste Mode frisiren; vertauschte seine Bärenhaut gegen einen so kostbaren und geschmackvollen Anzug, daß der größte Cavalier darinn bey Hofe hätte Staat machen können, und putzte sich mit einem Worte so heraus, daß selbst Rübezahl Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen.

Da sah man recht, daß Kleider Leute machen. So lange Veits ganzer Staat eine Bärenhaut war, sah er einem Kobold ähnlicher als einem Menschen; jetzt aber, da er in Gold und Seide gekleidet war, sah er schön wie ein Adonis. In der Generalwäsche, die Rübezahl mit ihm vornahm, hatte er eine blendend weiße Haut bekommen, die so zart war, daß man sie hätte durchblasen können, und seine Hände fühlten sich jetzt so weich an wie Sammt. Was aber das Bewunderungswürdigste war, ist

dieses, daß er auch feinere Sitten angenommen hatte. Er war gar nicht mehr der, der er sonst gewesen war, sondern betrug sich so manierlich, daß man hätte glauben sollen, er wäre zu einem vornehmen Herrn gebohren und erzogen.

„Sieh' mal," sagte Rübezahl zu ihm, indem er ihn vor den Spiegel führte, „was für einen wackern Mann ich aus Dir gemacht habe! Hättest Du das gedacht, als Du Dich in dem Walde hängen wolltest? — Nun wird sich deine Brigitte gewiß nicht mehr sperren, Dich zu ihrem Gemahl anzunehmen, ich steh Dir dafür."

Die Arme hat mich wahrhaftig gedauert, sagte Veit, ich muß nur eilen, daß ich zu ihr komme, sonst grämt sie sich wohl gar noch todt.

„Thue das!" erwiederte Rübezahl, „dein Erscheinen allein kann ihr die verlohrne Ruh und Heiterkeit wieder geben. Damit Du aber sieh'st, daß ichs recht gut mit Dir meyne," fuhr er fort, „so schenk ich Dir hier diese zwey Koffer. Sie sind ganz voll Gold und setzen Dich in den Stand den Aufwand, den Du als Junker Veit zu machen verbunden bist, auch in Zukunft bestreiten zu können. Nun geh und zeig Dich deiner

künf-

künftigen Gemahlin in deiner jetzigen Gestalt! ich wette, sie wird Dich nun eben so sehr lieben, als sie Dich bis jetzt verabscheuete. Auf dem Landguthe deines künftigen Schwiegervaters sehen wir uns noch einmal und dann nie wieder."

Rübezahl verschwand und Junker Veit fing nun allmählig an Anstalt zur Reise zu machen. Er kaufte sich, um einen recht staatlichen Einzug zu halten, eine prächtige Kutsche mit sechs spiegelglatten Rappen; nahm eine Menge Bediente, einen Kutscher, Reitknecht, Laufer, Kammerdiener an und equipirte alle seine Leute fürstlich.

Mit diesem glänzenden Gefolge machte er sich auf den Weg nach dem Landguthe, wo sich sein Liebchen noch immer mit Sorgen quälte. Um aber den Spaß vollkommen zu machen, nahm er sich vor, sich nicht sogleich zu erkennen zu geben. Er schickte daher von der letzten Station seinen Kammerdiener, als Kurier voraus und ließ bey seinen künftigen Schwiegereltern anfragen: ob sich ein fremder Cavalier von gutem Hause unterstehen dürfe, bey ihnen einzu-

sprechen und um die Hand einer ihrer Töchter zu bitten?

Der Edelmann ließ ihm zurück sagen, er mächte sich ein großes Vergnügen daraus, ihn bey sich zu sehen, und schätzte sichs für eine besondere Ehre, mit einem so braven Cavalier, als er allem Vermuthen nach wäre, in Verwandschaft zu kommen.

Junker Veit war mit dieser Antwort herzlich zufrieden. Er ließ gleich anspannen und nach Verlauf zweyer Stunden rasselte sein Wagen in den Hof seines Schwiegerpapas hinein. Alles lief, ihn zu empfangen, ausgenommen Brigittchen nicht; denn diese war noch zu sehr mit Betrachtung ihres Unglücks beschäfftigt, als daß sie an etwas, das außer ihr vorging, hätte Antheil nehmen können. Mit vieler Müh war sie zu bereden, daß sie bey Tische erschien. Sie setzte sich, um ihren Kummer desto ungestöhrter nachhängen zu können, ganz unten an, und antwortete auf alle die bittern Anspielungen und Sticheleyen ihrer Schwestern, die sich wie die Pfauen brüsteten und den hübschen Cavalier

valier schon für sich eingenommen zu haben glaubten, nicht eine Sylbe.

Junker Veit, dem ihr Kummer gar sehr zu Herzen ging, war einigemal im Begriff sich ihr zu entdecken. Allein sie gefiel ihm in ihrer Schwermuth so außerordentlich, daß er sich nicht sogleich dazu entschließen konnte, ihr Gesicht aufzuheitern. Endlich aber, als sich seine Nachbarinnen auf Unkosten ihrer armen Schwester gar zu sehr lustig machten, dünkte es ihm doch Zeit, mit seinem Geheimniß herauszurücken. Er erinnerte den Edelmann an sein gütiges Versprechen, und verlangte, daß er ihm diesem zu Folge eine seiner Töchter zur Gemahlin geben sollte. Da nun dieser gleich dazu bereitwillig war und es ihm freystellte zu wählen welche er wollte, so erklärte er sich, zur großen Bestürzung der beyden ältesten Töchter des Edelmanns, für die schöne Brigitte. Der Edelmann machte Einwendungen, allein Junker Veit wußte sie ihm gar bald zu widerlegen. Er zeigte die Hälfte des Ringes, wozu Fräulein Brigitte die andere Hälfte hatte, paßte sie mit letzterer zusammen und niemand zweifelte mehr daß er und der schmutzige Mahler eine und dieselbe Person wären. Der Edelmann nahm ihn nun mit Freuden zu seinem Schwiegersohne an und Fräulein Brigitte noch lieber zu ihrem Gemahl. Die Quelle ihrer Thränen versiegte und ihre Munterkeit stellte sich wieder ein.

Noch denselben Tag wurde sie mit Junker Veiten getraut, und ich glaube, sie hätte seinen Besitz nicht um eine Krone vertauscht, so außerordentlich lieb hatte sie ihn jetzt. Junker Veit verdiente

diente aber auch ihre Liebe. Er trug sie fast auf den Händen und es durfte sie, soviel er es verhindern konnte, kein rauhes Lüftchen anwehen.

Ihre Schwestern sahen ihr Glück mit neidischen Augen an und gingen aus Verdruß ins Kloster.

Den Tag nach ihrer Einkleidung erschien Rübezahl Veiten nochmals und sagte ihm, wem er eigentlich sein Glück zu verdanken habe und daß er sich bloß seiner bedient habe um die beyden Schwestern seiner Gemahlin wegen ihrer Hoffarth und Eitelkeit zu züchtigen. „Ich habe nun, meinen Entzweck erreicht," fuhr er fort, „und bedarf also deiner Dienste nicht mehr. Genieße das Glück, zu dessen Besitz ich Dir geholfen, so, daß Dir dessen Genuß keinen Eckel verursacht. Leb wohl! Du siehst mich nicht wieder. —

Hier verschwand er und ließ den erschrocknen Veit in einer großen Bestürzung zurück. Er machte sich eine Zeitlang Gewissensskrupel darüber daß er, wiewohl unwissend, zwey Seelen ins ewige Verderben gestürzt hatte, und wurde nicht eher wieder ruhig, bis ihm der Pfarrer des Dorfs, dem er sich anvertraute, dieselben benahm.

Er lebte noch viele Jahre mit seiner Gemahlin in einer ununterbrochenen Glückseligkeit, und vergaß in ihren Armen gar bald das Unglück, das ihn im Laufe seines Lebens so unermüdet verfolgt hatte.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geister-, Zauber-, Hexen- und Kobolds-Geschichten

Bd.: 2. (1794). - 248 S.

1794

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/21(2/3)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940724-4